

Nr. 2633

# Perry Rhodan

Die größte Science-Fiction-Serie

Hubert Haensel

## Der tellurische Krieg



# Perry Rhodan

Nr. 2633

## Der tellurische Krieg

*Nach dem Angriff der Sternengaleonen – der Beginn einer gefährlichen Mission*

Hubert Haensel



*In der Milchstraße schreibt man das Jahr 1469 Neuer Galaktischer Zeitrechnung (NGZ) – das entspricht dem Jahr 5056 christlicher Zeitrechnung. Seit dem dramatischen Verschwinden des Solsystems mit all seinen Bewohnern hat sich die Situation in der Milchstraße grundsätzlich verändert.*

*Die Region um das verschwundene Sonnensystem wurde zum Sektor Null erklärt und von Raumschiffen des Galaktikums abgeriegelt. Fieberhaft versuchen die Verantwortlichen der galaktischen Völker herauszufinden, was geschehen ist. Dass derzeit auch Perry Rhodan mitsamt der BASIS auf bislang unbekannte Weise »entführt« worden ist, verkompliziert die Sachlage zusätzlich. Um die LFT nicht kopflos zu lassen, wurde eine neue provisorische Führung gewählt, die ihren Sitz*

*auf dem Planeten Maharani hat.*

*Doch wo befindet sich das Solsystem? Allem Anschein nach wurde es in ein eigenes Miniaturuniversum versetzt, eine »Anomalie«. Dort sind die Menschen aber nicht allein: Auch Sayporaner und Spenta bewohnen dieses Gebiet, und sie sind es, die allem Anschein nach dort den Ton angeben. Sie bringen den Fimbul-Winter über Sol und ihre Planeten und schicken ihre Sternengaleonen. Ihr Angriff kann zwar zurückgeschlagen und drei ihrer Einheiten über Terra abgeschossen werden, aber damit beginnt*

**DER TELLURISCHE KRIEG ...**

### Die Hauptpersonen des Romans

**Bentelly Farro** – Der Lithosphärentechniker wird gegen seinen Willen zum Einsatz gerufen.

**DayScha** – Die Cheborparnerin versucht Leben zu retten.

**Geronimo Abb** – Der junge Terraner trifft einen Regenriesen.

**Homer G. Adams** – Er setzt seine Hoffnung auf die »Society of Absent Friends«.

**Nachtaugs Beisohn** – Der Utrofar sieht sein Ende gekommen.

## 1.

*Ich bin tot!*

Das zu akzeptieren, fiel Nachtaugs Beisohn unglaublich schwer. Der Gedanke an sich erschien ihm schrecklich unreal.

*Tot!*

*Und dann?*

Er entsann sich nicht, jemals über die Folgen eines derartigen Vorfalles nachgedacht zu haben.

Wie würde es sein – *danach*? Als hätte es ihn nie gegeben? Oder als hätte das Universum nie existiert?

Sein Leben lag in Trümmern. Die Überreste des Schiffes waren weit verstreut niedergegangen, das Gros der Wrackteile im Meer versunken.

*Stets bin ich mit solchen Überlegungen an eine Grenze gestoßen. Sie war unüberwindlich.*

Und nun?

*Die Grenze gibt es nicht mehr, ich kann über meinen Tod spekulieren. Allerdings ist es zu spät: Nichts lässt sich ungeschehen machen ...*

\*

Geronimo Abb drehte die Hand so, dass das Streulicht der Photonen-cracker DaySchas Gesicht traf.

Er gab sich hart, dabei war ihm miserabel zumute. Nichts hätte er lieber getan, als sich herumzuwerfen und davonzuhasten. Keineswegs nur zurück bis zum Geodät, sondern weiter, sehr viel weiter. Die regennasse Nacht allein bot kaum Schutz vor dem Unheimlichen, das auf Terra herabgestürzt war.

Warum rannte er nicht einfach los?

Weil DayScha noch mehr Angst hatte als er. Ihr eigentlich dunkles Fell schimmerte bleich wie verfilzter grauer Draht. Ihre Augen, sonst groß und leuchtend rot, waren zu schmalen Schlitzten verengt. Dayszaraszay Schazcepoutrusz hatte einen

Arm gehoben und den Ellenbogen so angewinkelt, als müsse sie sich gegen blendendes Sonnenlicht schützen.

Dabei gab es die Sonne seit Tagen nicht mehr. Außerdem hielt die Cheborparnerin den Kopf gesenkt, eine Abwehrhaltung, die ihre beiden spitzen Hörner zur Verteidigungswaffe werden ließ.

Geronimo biss die Zähne zusammen. DayScha war als Au-pair-Mädchen gekommen. Ihr Anblick hatte ihn an jene Legenden erinnert, die von einem Himmel mit Engeln und von Teufeln in der Feuerhitze der Hölle erzählten. Mittlerweile wusste er, dass Cheborparner trotz ihres Aussehens, das an einen aufrecht gehenden Ziegenbock erinnerte, von liebenswertem Wesen waren. Wenngleich er das mit dem *liebenswert* DayScha keinesfalls verraten würde. Sie war älter und größer als er und fühlte sich ihm schon deshalb überlegen. Ein dritter Grund wäre mit Sicherheit einer zu viel geworden.

Dayszaraszay Schazcepoutrusz war also eine Art gute Teufelin. Was es mit Engelsgestalten auf sich hatte, verrieten die jüngeren Geschichtsdateien. Wesen, die ätherisch schön wie Engel beschrieben wurden, waren mit der Terminalen Kolonne TRAITOR in die Milchstraße eingefallen – und sie waren das Böse an sich gewesen.

*Die ganze Welt ist irgendwie verdreht.*

Der Regen lief ihm durchs Haar und übers Gesicht. Fahrig wischte Geronimo sich mit der linken Hand über die Stirn. Seine Rechte mit den Crackern zitterte leicht.

*Lauf weg!,* dröhnte es in ihm. *Wir haben genug gesehen. Sobald dieser Gigant auf die Beine kommt ...*

»Weißt du überhaupt, wovon du redest?«, fragte DayScha.

»Phassafubuli! Dein Regenriese.«

»Das ist nur ein Name für dich.« Ihr Flüstern war fester geworden. Trotzdem klang sie eher ablehnend. »*Sprich nicht*

über Dinge, die du nicht verstehst«, glaubte Geronimo herauszuhören. »Auf Terra gibt es keine Regenriesen.«

... und sie fallen schon gar nicht vom Himmel! Er schloss die Hand zur Faust. Die Lichtflut verblasste und drang nur mehr fahl zwischen den Fingern hindurch.

Aus der Ferne erklangen die Schreie von Brüllaffen. Andere Tierstimmen fielen ein. Dazu das Trommeln des Regens im Blätterdach. Das war nach dem grellen Blitz des in großer Höhe explodierenden Raumschiffs, nach dem tosenden Lärm und den Erschütterungen schon wieder mehr Normalität, als er eigentlich erwarten durfte.

»Der Schazce' Phassafulbuli, der Regenriese ...«, wiederholte DayScha beinahe meckernd. Sein Schweigen dauerte ihr offenbar zu lange. »Wir sind hier nicht auf Pspopta ...«

Zum Glück nicht!, ging es ihm durch den Sinn. DaySchas Heimat mochte wie die Hölle sein: ein Planet der Vulkane, des Feuers, unerträglicher Hitze.

»... sondern auf Terra. Das ist deine Welt, Geronimo.«

Eben! Und auf Terra gab es keine Riesen. Abgesehen von Halutern, die hin und wieder zu Besuch kamen. Die größten lebenden Tiere waren Wale – Giganten mit mehr als dreißig Metern Länge, die gemächlich die Ozeane durchpflügten.

Tief atmete Geronimo ein. In Gedanken zählte er bis drei – bis fünf, weil es ihm sinnvoller erschien, seine aufgewühlten Gedanken erst einmal zu beruhigen. Der Lärm und das grelle Licht hatten ihn aus ohnehin unruhigem Schlaf aufgeschreckt. DaySchas bizarre Erzählungen schienen jäh Realität geworden zu sein.

Das kann kein Lebewesen sein. Viel zu gigantisch ...

Ein splitterndes Geräusch fraß sich in seine Überlegungen. Er sah einige halb entwurzelte Bäume vollends stürzen. Ihr dumpfer Aufprall vermischte sich mit einem unheimlichen Laut. Ein Wimmern?

Stöhnen?

Geronimo Abb riss die Faust hoch, öffnete die Finger. Gleißend stach die Helligkeit der Photonencracker durch den Regen. Ganz in der Nähe, mit schwerfälligem Flügelschlag, stiegen mehrere dunkle Schemen auf. Königsgeier, die Beute gewittert hatten?

Das Kunstlicht machte die Spur der Verwüstung sichtbar. Wenige Bäume waren im Wipfelbereich abrasiert worden. Was da abgestürzt war, schien beinahe wie ein Stein gefallen zu sein, nur im unmittelbaren Aufschlagbereich hatte es Bäume und Unterholz zur Seite gedrückt.

»Ein Nest!«

DaySchas Ausruf ließ Geronimo zustimmend nicken. *Nest* war ein treffender Vergleich. Der Riese hatte sich, halb nach vorn gekrümmt, eine Ruhestätte geschaffen.

*Ein Grab?*

Geronimos Neugierde verdrängte seine Furcht. Das Licht zeigte ihm zerfetzte Maschinenteile. Seltsam transparente Fragmente lagen weit verstreut und hingen sogar in den Bäumen; sie verrieten sich nur durch ihr metallisches Glitzern.

Wenige Meter vor ihm hatte sich ein ausgezacktes Bruchstück in den Boden gebohrt. Es steckte fast senkrecht drin, von Rissen und Sprüngen durchzogen, und seine leichte Wölbung war deutlich zu erkennen.

*Metall?*

*Glas?*

Keine Ahnung. Auf Geronimo wirkte es ohnehin eher wie der Splitter einer gigantischen Eierschale.

*Unwichtig*, entschied er. Für ihn zählte allein die gewaltige Gestalt im Zentrum der Verwüstung. Woher war der Riese gekommen? Gehörte er zu den Angreifern oder brauchte er einfach nur Hilfe?

Geronimo merkte, dass er gerade davor zurückschreckte. Was konnte er schon ausrichten? Nicht einmal drei Monate lag sein fünfzehnter Geburtstag zurück. Was



seit Kurzem auf Terra geschah, hatte ohnehin eher die Anmutung einer virtuellen Holoexistenz. Realität wirkte anders. Und selbst wenn: Die einzige außerirdische Intelligenz, zu der Geronimo bislang näheren Kontakt gehabt hatte, war DayScha. Vor einigen Jahren waren zwar Topsider und später sogar eine Gruppe von Blues auf der Hazienda erschienen und hatten mit seinen Eltern über Antiquitäten verhandelt, doch er hatte sie nur auf den Monitoren der Hausüberwachung gesehen.

Aus gut achtzig Metern Entfernung musterte Geronimo Abb den Riesen. Bedeckt von abgerissenen Ästen und Schlingpflanzen lag der Koloss zwischen zersplittertem Turbobambus und entwurzelten Bäumen. Die Wucht des Aufpralls hatte den Boden aufgewühlt.

Wieder erklang dieses dumpfe Stöhnen. Zwei der vier Arme – Geronimo fehlte ein richtiger Vergleich für ihre Größe – wischten fahrig über den Leib.

DayScha stand plötzlich neben ihm. »Er ist nicht vollständig ... Er wächst aus dieser Maschine hervor.« Was sie sagte, machte ihn erst aufmerksam. Der Riese hatte keinen Unterleib, ab der Hüfte steckte er in einem gewaltigen Aggregatblock.

»Was ist das?«, fragte Geronimo.

»Keine Ahnung«, antwortete DayScha.

»Das ist *dein* Regenriese.«

»Nein. Vielleicht ... Ich weiß nicht ...

Aber er ist verletzt.«

»Das sehe ich auch.«

»Wir können ihn nicht einfach so liegen lassen.«

Ruckartig fuhr Geronimo Abb herum. Er starrte die Cheborparnerin an. »Natürlich können wir ihn nicht liegen lassen«, sagte er spöttisch. »Fass mit an, wir tragen ihn ins Zelt!«

»Terranischer Besserwisser!«, rief DayScha.

Geronimo ging weiter. Er dachte nicht daran, der Cheborparnerin die Initiative zu überlassen.

\*

Stille herrschte. Für Nachtaugs Beisohn war sie wie die schmeichelnde Ruhe zwischen den Sternen. Ihm fehlten schon jetzt das lautlose Dahingleiten an der Spitze des Utrofarischen Ovoids, der Geschmack des endlosen Nichts und der brodelnde Sonnenduft.

Aus geringer Höhe fiel etwas auf seinen Leib. Halb in Trance, versuchte er, es mit einer hastigen Bewegung wegzuwischen, doch ein stechender Schmerz jagte bis zu seiner Schulter hoch.

Nachtaugs Beisohn schrie ...

... zugleich wurde ihm bewusst, dass sein Schrei nicht mehr war als ein kaum hörbares Gurgeln.

Der Tod kam auf Raten. Erst war das Schiff nach den gegnerischen Treffern auseinandergebrochen, nun tobte der Schmerz immer heißer durch seinen eigentlichen Leib.

Mit beiden rechten Armen tastete er um sich. Ein dünnes Geflecht brach unter seinem Griff auseinander. Er wischte die Überreste zur Seite – wahrscheinlich Pflanzen, die seinen Absturz aufgefangen hatten. Ein Handstummel schlug gegen den Aggregatblock. Er spürte, wie messerscharfe Metallsplitter sein Fleisch aufrissen. Blut quoll aus der Wunde und rann klebrig über den Arm.

Keuchend atmete Nachtaugs Beisohn ein.

Die Luft des Planeten brannte in seinem Rachen, zugleich war ihm, als legten sich schwere Stahlbänder um seinen Brustkorb. Hustend kämpfte er dagegen an und versuchte, sich in die Höhe zu stemmen, sank aber kraftlos wieder zurück.

Für einige Momente glaubte er, eine dünne Stimme zu hören. Hatten sich nicht alle Besatzungsmitglieder über den Transmitter in Sicherheit gebracht?

Es fiel ihm schwer, den Schädel zur Seite zu drehen. Ein Schwall Nässe ergoss sich auf sein Gesicht – kondensierter Wasserdampf, wie er ihn schon während

des Absturzes wahrgenommen hatte.

*Ich werde die Sterne nie wieder spüren.*

Wehmut erfasste ihn. Außerdem Unverständnis, dass der Tresor versucht hatte, ihn zu töten. Ausgerechnet jene Maschine, die sein Leben erhalten sollte!

Die Gegner hatten das Schiff zerstört und den Tresor schwer beschädigt. So verwirrend dieser Gedanke auch sein mochte, wahrscheinlich lebte er nur deshalb noch.

*Eine Gnadenfrist*, erkannte Nachtaugs Beisohn. Mehr war es nicht.

\*

»Hilf mir hoch!«, drängte DayScha.

Der Junge achtete nicht darauf.

Vorsichtig balancierte er über den nassen Stamm, dessen Holz rutschig war. Nur die wenigen Stellen, an denen noch Rinde haftete, boten ihm einen einigermaßen guten Halt.

»Geronimo, das schaffst du nicht allein! Deine Eltern werden sich maßlos aufregen und ...«

Er blieb stehen, mit ausgebreiteten Armen das Gleichgewicht bewahrend.

»Meine Eltern sind nicht auf der Erde«, erwiderte er, ohne sich nach der Cheborparnerin umzusehen. »Also lass mich tun, was ich für richtig halte.«

»Sobald sie zurückkommen ...«

»Was glaubst du eigentlich? Basil und Nishaly sind unerreichbar weit weg. Genauso wie deine Höllenwelt.«

»Feuerwelt!«, protestierte DayScha. »Ich weiß inzwischen, was die Menschen als Hölle bezeichnen – das zu unterstellen ist infam.«

»Dann ist es ja gut, alte Frau.«

*Alt*. Dayszaraszay Schazcepourusz war acht Jahre älter als er. Es reizte ihn, ihre roten Augen blitzen zu sehen, wenn sie sich deshalb ärgerte. Ihre Nasententakel zuckten dann heftig, als wollten sie sich verknoten.

Geronimo schaute zu dem Regenriesen auf. Bis auf fast zwanzig Meter war er dem

Monstrum schon nahe. Eben hatte der Koloss vergeblich versucht, sich vom Boden hochzustemmen. Die massigen Arme, die keine erkennbaren Finger aufwiesen, waren zu schwach dafür.

»Geronimo Abb!«, keifte DayScha. »Ich bin für dich verantwortlich.«

»Ach«, sagte er und dachte gar nicht daran, sich von ihr ablenken zu lassen. »Ich bin alt genug; ich weiß, was ich tue.«

»Offenbar nicht. Du wirst dir das Genick brechen. Hilf mir rauf, und wir reden nicht mehr darüber. Oki?«

»Wenn schon, dann: okay.«

»Oki?«, drängte sie.

Geronimo schüttelte den Kopf. Das galt allerdings nicht seiner Begleiterin, sondern dem mühsamen Vorankommen. Am Rand der Lichtung hatte es leichter ausgesehen. Schweres Gerät wäre sinnvoll gewesen, zumindest ein Desintegrator, um dem verfilzten Dickicht beizukommen.

»Pass auf!«, rief DayScha.

Nur für eine Sekunde hatte er sich ablenken lassen – einen Moment zu viel, erkannte er, als der Schatten heranzuckte.

Es hatte den Anschein, als wolle der Koloss sich mit aller Gewalt Platz verschaffen. Seine Arme wirbelten Bambus auf wie Bausteine, die ein Kind zur Seite wischten.

Vielleicht zehn Meter vor Geronimo splitterte eine Baumkrone. Er sah knorrige Äste abbrechen und wie Geschosse heranfliegen. Statt ihnen auszuweichen, kämpfte er um sein Gleichgewicht ...

... und stürzte wohl nur einen Sekundenbruchteil, bevor einer der Äste ihn getroffen und schwer verletzt hätte.

\*

»Komm schon, Junge, du darfst nicht sterben! Ich weiß, dass diese Welt schrecklich ist. Ehrlich gesagt, ich verstehe nicht, wieso viele in der Galaxis von Terra schwärmen ...«

Er kannte die helle, beinahe meckernde Stimme. Allerdings entsann er sich nicht, woher. Ihm war nicht einmal klar, wo er sich befand. Keinesfalls im Geodät, denn die Geräuschkulisse sprach dagegen.

Ein fürchterlicher Brummschädel machte ihm zu schaffen. Nur deshalb reagierte er so langsam, als etwas Raues über sein Gesicht tastete. Der Versuch, sich dagegen zur Wehr zu setzen, wurde von einem geschmeidigen Körper verhindert, der sich über ihn beugte. DayScha?

»Wir haben die Medoeinheit in der Hazienda gelassen«, sagte sie. »Allerdings erinnere ich mich an Informationen über Notfallhilfe ...«

Dazu gehörte bestimmt nicht, ihm die Nase zuzudrücken. Außerdem umfasste sie sein Kinn und zwang ihn, den Mund zu öffnen.

Schlagartig war seine Erinnerung wieder da. *Der Baumstamm, auf dem er balancierte ... Die heranwirbelnden Äste ... Er stürzte. Versuchte sich abzufangen ...*

Drahtwolle kratzte über sein Gesicht, und das war ein Gefühl, als würde ihm die Haut vom Fleisch geschabt. In der nächsten Sekunde drückte etwas auf seine Lippen. Es war hart und trocken und irgendwie hitzig. Ein heißer Luftschwall drang in seinen Rachen, als hänge er an einem Blasebalg.

Geronimo riss beide Arme hoch. Seine Hände stießen auf Widerstand und verkrallten sich darin, doch ein heftiger Biss ins Handgelenk ließ ihn zurückzucken.

»Du hast genug Lebensfeuer!«, stellte DayScha fest. »Ich bin erleichtert.«

Geronimo ließ sich auf den Rücken sinken. Er sah die Cheborparnerin, vor Nässe triefend, neben ihm knien und tastete mit einer Hand über seinen Mund. Wenigstens blutete er nicht.

»Ich habe dir das Leben gerettet.«

Er schwieg. Sollte er sich bedanken? Dafür, dass DayScha ihn beinahe erstickt hätte?

»In dem Notfallhilfe-Vid habe ich

gesehen, wie wichtig das mit der Mund-zu-Mund-Beatmung ist.«

*Sag das nie jemandem!,* ging es Geronimo durch den Kopf. *Nie!*

Sicher, DayScha war eine Frau. Aber was für eine. Weit mehr als einen Kopf größer als er und schlank. Ihr Drahtfell raubte ihrem unverkennbar weiblichen Körper allerdings einen Teil seiner Anziehungskraft, auch wenn das meiste davon unter der eng anliegenden Kombination verborgen blieb. Die beiden Hörner auf der Stirn, die spitzen Ohren, das kräftige Kinn und vor allem die drei breiten Nasenlöcher mit den Greifzungen: Dayszaraszay Schazcepourusz war und blieb ein Exot – gleichermaßen anziehend wie abstoßend. Das Faszinierendste an ihr waren die großen, runden roten Augen. Vor allem wenn sie wie jetzt ihr Restlichtmonokel trug.

Warum hatten seine Eltern ihm das angetan? Weshalb hatten sie nicht eine schnuckelige heimatlose Akonin in die Familie aufgenommen?

Er schaute den mehrfach zersplitterten Stamm entlang. »Bin ich etwa von dort oben ...?«

»... heruntergefallen – ja. Du hättest tot sein können.«

»Trotzdem bin ich es nicht.«

»Weil ich dich aufgefangen habe. Dass du dir den Kopf angeschlagen hast, konnte ich leider nicht verhindern.«

»Na gut«, sagte Geronimo. »Unser Problem bleibt unverändert. Ich muss wissen, was es mit dem Riesen auf sich hat.«

»Ist das alles?«, fragte DayScha.

»Was willst du außerdem?«

Sie streckte sich ein wenig, griff mit beiden Händen nach einigen Aststummeln, die aus dem Stamm ragten, und zog sich geschmeidig in die Höhe. Ihre Huffüße fanden leidlich Halt. Mit einer Hand versetzte sie das Restlichtmonokel zum anderen Auge.



»Der Phassafulbuli ist verletzt!«, rief sie.  
 »Ziemlich schwer sogar, wenn ich das von  
 hier aus richtig erkenne. Wir müssen ihm  
 helfen!«

\*

Nachtaugs Beisohn schaffte es nicht, sich aufzurichten. Er war zu schwach, und die Bedingungen des Planeten machten es ihm nicht leichter. Ohnehin war er höchst selten einer natürlichen Atmosphäre ausgesetzt gewesen. Mit jedem Atemzug nahm er Myriaden schädlicher Organismen auf. Schon der kondensierende Wasserdampf brannte wie Feuer in den Wunden.

Er horchte in sich hinein. Sein Leben war zu Ende. Ihm blieb nur wenig Zeit, denn die anderen Sternenschiffe hatten sich zurückgezogen. Sie würden nicht wiederkommen, und wenn, dann auf jeden Fall zu spät. Falls die Bewohner dieses Systems zu den Streitkräften des Metanats gehörten, würden sie ihn bald aufspüren und töten.

Genau das hatte schon der Tresor versucht, der eigentlich dafür geschaffen worden war, ihn am Leben zu erhalten.

Nachtaugs Beisohn verstand nicht, wie das hatte geschehen können. Der Tresor sollte ihn behüten, ihn schützen.

Es sei denn ...

... der Tresor hatte die Wahrheit über diese Welt erkannt. Sie gehörte dem Metanat. Dann war es in der Tat besser, ihn gleich zu töten.

Seine Sinne griffen in die Weite hinaus. Er glaubte, fremde Schiffe zu spüren, doch er war sich dessen nicht sicher. Auch das Bild des eingekapselten Sterns entsprang eher seiner frischen Erinnerung, denn von der Planetenoberfläche aus spürte er wenig.

Er konnte nicht einmal Einfluss auf die Aggregate nehmen, mit deren Hilfe ihm ein Entkommen möglich gewesen wäre. Die schützende Hülle des Tresors war ohnehin zerborsten, der Raum zwischen den Sternen blieb ihm verwehrt.

\*

»Der Riese hat sich beruhigt.«

Kopfschmerzen quälten Geronimo Abb. Er nahm an, dass sie eine Folge seines Sturzes waren, wollte das DayScha aber nicht eingestehen. Immer wieder bedachte er sie mit einem raschen Seitenblick und fragte sich, welcher Teufel sie geritten haben mochte, ihm ihren heißen Atem einzuhauchen.

*Wenn ich das versucht hätte ...*

Am besten gar nicht darüber nachdenken. Er gehörte nicht auf ihre heiße Höllenwelt, und für sie war Terra vermutlich eine viel zu feuchte Qual. Warum hatte sie sich das überhaupt angetan, als Au-pair-Mädchen ins Solssystem zu kommen? War es reine Abenteuerlust? Dann hatten sie einiges gemeinsam. Oder studierte sie Kosmopsychologie? Er hatte die Cheborparnerin nicht danach gefragt und wollte das auch nicht. Eine solche Frage würde ihr nur Oberwasser verschaffen.

Die Hände im Nacken verschränkt, blickte Geronimo in die Höhe.

In seinen Schläfen rauschte das Blut, das Herz hämmerte gegen die Rippen. Er war höchstens fünfzehn Meter von dem Giganten entfernt, der inzwischen nahezu ruhig zwischen Pflanzenresten und technischen Fragmenten lag. Mit zuckenden Armbewegungen hatte der Regenriese ein wenig freien Raum neben sich geschaffen.

»Helfen?«, fragte Geronimo tonlos.  
 »Hast du gesagt, dass wir ihm helfen sollen?«

»Sieh ihn dir an! Er ist ein lebendes Wesen, wahrscheinlich sogar intelligent. Es ist unsere Pflicht ...«

»Er könnte ebenso gut eine Maschine sein.« Geronimo deutete auf den monströsen Aggregatblock, aus dem der Oberkörper des Regenriesen hervorwuchs.  
 »Ich bin sicher, dort verbergen sich Lebenserhaltungssysteme.«

»Die ihm seine Beine ersetzen?«

»Mag sein. Der Absturz scheint jedenfalls viel zerstört zu haben.«

Geronimo spitzte die Lippen. »Das Ganze wirkt trotzdem, als wäre es Teil einer größeren Maschinerie gewesen. Dein Regenriese scheint außerdem aus einem Ei geschlüpft zu sein.«

Mit ihren vierfingrigen Händen fuhr Dayszaraszay Schazcepourusz sich über den schlanken Körper. »So wie die Jülziish?«

»Wir nennen sie Blues. Und falls du es nicht weißt: Blues legen keine Eier wie unsere terranischen Vögel, wir zählen sie zu den Lebendgebärenden. Trotzdem ist das Ei für sie ein bedeutsames Symbol, ein Zeichen ihrer Fruchtbarkeit.«

»Ist dir auch bekannt, warum?«, fragte DayScha.

Geronimo hob die Schultern.

»Uninteressant. Der Riese scheint jedenfalls von einer eiförmigen Hülle umgeben gewesen zu sein.«

»Für die Jülziish bildet das Ei die Mythologie vom Ur.« DaySchas Augen funkelten. »Der Dotter soll ihre Hauptwelt Gatas sein, die Splitter der aufgebrochenen Schale wurden zu den Sternen der Galaxis. Wenn der Regenriese in einem Ei gefangen war, hat ihn die Schale vor schädlichen Einflüssen geschützt.« Sie ließ ihn gar nicht wieder zu Wort kommen. »Ich denke, dass er sich demnach nicht an Bord eines Raumschiffs befunden hat, sondern außerhalb. Vielleicht als Fracht.«

»Das Ei war ein Rettungsboot!«, behauptete Geronimo.

»Das glaube ich nicht.«

»Warum fragst du ihn nicht?«, schlug der Junge vor. »Es ist dein Regenriese.«

»Das ist er nicht.«

»Meiner ebenso wenig«, brauste Geronimo auf.

DayScha bedachte ihn mit einem giftigen Blick. »Warum müssen Terraner stets das letzte Wort haben?«

Geronimo reagierte nicht darauf. Er ging

auf den Koloss zu, die Hände immer noch im Nacken verschränkt und den Blick in die Höhe gerichtet. Er hatte den Eindruck, dass er auf eine steile Felswand zulief, und für einen Moment war er versucht, an der Gestalt entlangzuschreiten. Wie groß mochte sie sein? Dreißig Meter? Bestimmt mehr.

Wie eine Ameise fühlte er sich, genauso klein und unbedeutend. Aber wie viele Ameisen hatte er schon zertreten?

Ungewollt?

Eher absichtlich, gestand er sich ein.

*Verdammt.* Geronimo blieb stehen. *Das tue ich nicht. Oder?*

Wohl war ihm keineswegs dabei. Er befand sich am Ende der Wischspur, nahe am Kopf des Giganten. Falls die Arme wieder ausholten, blieb ihm etwas Zeit, sich mit einigen schnellen Sätzen in Sicherheit zu bringen.

Von Weitem war es ihm nicht aufgefallen, aus der Nähe erschien ihm der Riese eher grob modelliert. *Unfertig* war das passende Wort. Als hätte ein unbekannter Künstler eine Form getestet und danach zur Seite gelegt.

Dabei war der Kopf durchaus menschenähnlich. Die nur angedeutete Nase war allerdings viel zu klein in diesem kolossalen Gesicht. Der geschlossene Mund wirkte verzerrt.

*Wie jemand, der Schmerzen empfindet.*

Täuschte er sich, oder zuckten die geschlossenen Augenlider leicht? Mit angehaltenem Atem schaute Geronimo Abb in die Höhe. Das violette Irrlichtern hinter den Lidern schien ihm kräftiger als vor zehn oder fünfzehn Minuten, als er es vom Rand der Lichtung aus gesehen hatte.

Vergeblich suchte er nach einem Größenmaßstab. Bestenfalls einige Baumstümpfe konnten dafür herhalten. Zehn Meter, schätzte er, durchmaß der Schädel durchaus.

Er schluckte schwer. Zehn Meter allein der Kopf, das war Irrsinn.

»Was hast du vor?«, rief DayScha.

Sie folgte ihm. Dass er sie mit einer heftigen Geste auf Distanz verwies, registrierte sie überhaupt nicht.

»Ich will ihm helfen«, sagte er, als die Cheborparnerin gleich darauf zu ihm aufschloss.

»Wie? Mit bloßen Händen?«

»Du hast ...« Er schwieg. Eine Bö peitschte den Regen beinahe waagrecht heran. Der Wind riss zeretztes Laub und sogar kleinere Äste mit sich.

Urpötzlich erfüllte ein Knistern und Knacken die Lichtung.

DayScha entdeckte mithilfe ihres Restlichtmonokels zuerst, woher diese Geräusche kamen. Mit dem ausgestreckten Arm zeigte sie auf zerknitterte Metallfragmente, die zweifellos von dem großen Aggregatblock abgebrochen waren, aus dem der Oberkörper des Riesen herauswuchs. Jedenfalls lagen die meisten Teile dort verstreut.

Das Licht der Cracker erzeugte eine funkelnde Bewegung der Nacht. Ruckartig verformten sich die großen Bruchstücke, als würden sie von Stroboskopblitzen gezeigt. Wie dünne, zusammengeknüllte Metallfolie, die sich in dem Bestreben, ihre ursprüngliche Form wieder anzunehmen, langsam entfaltete.

»Was immer das für Maschinen waren, sie versuchen zumindest, sich zu regenerieren«, stellte Geronimo fest.

»Eine Reparaturroutine?«

»Sieht ganz danach aus. Vielleicht auch nur Materialgedächtnis. Was beim Aufprall abgerissen ist oder abgesprengt wurde, wächst trotzdem nicht wieder zusammen.«

»Du verstehst einiges davon?«, fragte DayScha zögernd.

Geronimo schenkte ihr ein breites Grinsen. »Von Technik? Ich denke schon. Mein Zweisitzer funktioniert einwandfrei, oder? Ist ja nicht gerade das neueste Modell.«

»Und sein Lebenserhaltungssystem?« Nachdenklich taxierte die Cheborparnerin den großen Maschinenblock.

»Keine Ahnung«, gestand Geronimo.

»Von hier kommt der Riese bestimmt nicht mehr weg.« Er schleuderte einen Cracker mit weit ausholender Bewegung in die Höhe, schaffte es aber nicht einmal, die kleine Lichtquelle über den Giganten hinwegzuwerfen.

Der Cracker prallte gegen den mächtigen Leib, und für einige Sekunden sah es aus, als bliebe er an dem unteren Arm hängen. Dann rutschte das grelle Licht ab und blieb dicht neben dem Körper im aufgewühlten Boden liegen.

Im unmittelbaren Widerstreit von Licht und Schatten wurden viele Wunden sichtbar. Vor allem war zu erkennen, dass der strömende Regen das austretende Blut schnell abwusch.

»Eine gewaltige Statue«, murmelte Geronimo Abb. »Stell dir vor, sie stünde im Zentrum einer Stadt ...«

»Das ist ein Lebewesen, keine Statue«, widersprach DayScha. »Warum fällt es dir schwer, das zu akzeptieren?«

»Weil ...« Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich nicht wohl als Ameise.«

Blitzschnell bückte sich die Cheborparnerin. Ihre Hand fuhr durch den aufgewühlten Boden. Humus rieselte zwischen ihren Fingern hindurch, als sie sich wieder aufrichtete.

»Meinst du das?« Sie streckte Abb die Hand entgegen.

Er sah Würmer, Asseln und einige größere Ameisen.

»Welches davon ...?«

Er zeigte ihr die Ameisen.

DayScha reckte ihm das borstige Kinn entgegen. »Glaubst du, sie fürchten mich?«

»Ich fürchte mich nicht vor dem Riesen«, sagte Geronimo.

»Aber sicher!«, meckerte die Cheborparnerin.

»Hätte ich mich dann so nah an ihn herangewagt?«

»Du willst mir beweisen, was du kannst«, behauptete sie. »Männer sind auf allen

Welten gleich. – Warum hilfst du ihm nicht?«

»Wie denn? Soll ich Zaubersprüche murmeln? Oder etwas moderner: Heilkräuter auflegen? Wahrscheinlich bräuchte ich einige Zentner von dem Grünzeug.«

»Wende dich einfach an die Behörden – dafür sind sie da.«

\*

»Du bist verrückt, DayScha!«

Geronimo Abb lachte schrill, als wolle er mit der hellen Stimme der Cheborparnerin konkurrieren. Ruckartig wandte er sich von ihr ab, allerdings nicht, ohne einen forschenden Blick in die Höhe zu werfen. Es war riskant, so nahe an dem Riesen weiterzugehen.

DayScha war schneller wieder neben ihm, als er erwartet hätte. Hart packte sie ihn an der Schulter und zog ihn zu sich herum.

»Was hast du vor?«

»Ich suche Kräuter«, sagte Geronimo.

»Warum informierst du nicht einfach die zuständigen Terraner? Sie werden Lastenplattformen schicken, Medoroboter und Druckbehälter voll Wundplasma.«

»Das werden sie nicht!«

»Auf Pspopta ...«

»Hör auf mit deiner Höllenwelt!«, protestierte er. »Du wirst sie vielleicht nie wiedersehen.«

»Das ist nicht wahr!«

Er verzog das Gesicht zur Grimasse und schwieg.

»Du bist ein Dickkopf, Geronimo«, schimpfte DayScha. »Dein Vater hatte schon recht, als er mir genau das ...«

»Du hast mit Basil *über mich* gesprochen? Was hat er dir gesagt? Dass du auf mich aufpassen sollst? Weil er befürchtet, ich könnte mir mit dem frisierten Zweisitzer den Hals brechen. Also bist du eher mein Kindermädchen, DayScha? Kein Au-pair, sondern ein

kleiner Teufel, der auf mich aufpassen soll?«

Die Fellfetzen auf Daysazaraszays Kinn sträubten sich, als sie ihn angrinste. »Wie schnell vergisst du eigentlich, dass du alle Sonden abgefangen und lahmgelegt hast, die dein Vater für deine Überwachung programmiert ...«

»Das ist die Höhe!« Geronimo schrie es geradezu heraus. »Was bezahlt Basil dir dafür, dass du mich auf Schritt und Tritt überwachst?«

»Nichts. Gar nichts.«

Er lachte wieder. Es klang spöttisch.

»Ich passe auf dich auf, weil ich dich mag«, sagte die Cheborparnerin.

Geronimo ging weiter. DayScha blieb neben ihm.

»Hör mir zu!«, herrschte sie ihn an. »Was immer mit deiner Welt geschieht, es ist schlimmer, als wir beide uns das vorstellen können. – Entweder halten wir zusammen oder wir geben gleich auf.«

Sie wollte nach seinen Armen greifen, aber Geronimo schlug ihre Hände unwillig zur Seite. Forschend blickte er zu ihr auf.

»Du hältst mich für einen kleinen Jungen? Für jemanden, der nicht weiß, was er will?«

»Nein«, sagte Daysazaraszay Schazcepoutrusz entschieden. »Das tue ich nicht, und das bist du auch nicht.«

»Magst du mich?«, fasste er grinsend nach. »Der Schöne und das Biest?«

Zwischen den Antiquitäten, die sich auf der Hazienda stapelten, hatte er irgendwann einen Speicherkristall gefunden, mindestens zweitausend Jahre alt, wenn nicht mehr. Ein einfach gemachtes Singspiel ohne besondere Tricks, deshalb hatte es sich ihm eingeprägt. Seit er DayScha kannte, spukte ihm diese Aufzeichnung durch den Kopf. Er hatte soeben den Titel nur ein ganz klein wenig zurechtgebogen. Doch DayScha reagierte nicht darauf.

»Ruf endlich diese Behörde an!« Ihre Stimme überschlug sich beinahe.

»Die haben Besseres zu tun, als mir zuzuhören.«

»Wenn du es nicht versuchst, wirst du die Wahrheit nie herausfinden!«

»Ich weiß auch so, was geschehen wird: nämlich nichts.«

Wieder wollte er weitergehen, wieder hielt DayScha ihn fest.

Die unmittelbare Nähe des Riesen ließ ihm allmählich den Schweiß ausbrechen. Wie hoch ragte der massige Leib auf? Fünfzehn Meter, zwanzig? Wuchtig wie ein gewaltiger Felsblock nach einem Bergsturz lag der Koloss da.

Aus der Nähe glaubte Geronimo sogar einigermaßen deutlich zu sehen, dass der Riese atmete.

»Wieso bist du dir so sicher?«, drängte die Cheborparnerin.

»Weil nicht einmal Occam geholfen wurde! Das ist es! Ich habe mehrmals angerufen und vor den Folgen gewarnt, diese Besserwisser haben mich ausgelacht.«

»Dein Bruder ...«

Mit einer herrischen Handbewegung schnitt Geronimo der Frau das Wort ab. »Occam hätte Hilfe gebraucht. Und viele mit ihm. Niemand hat auch nur einen Finger gerührt, geschweige denn verhindert, dass sie mit den Auguren weggegangen sind.«

»Du sprichst von diesen Zehntausenden verschwundenen Kindern und Jugendlichen ...«

Geronimo nickte stumm.

»Ich denke, die Behörden haben einfach nicht erkannt, was da geschah«, sagte DayScha. »Sie konnten es nicht erkennen.«

»Dann waren sie dumm!«, fuhr er auf.

»Und das sind sie weiterhin.«

»Wenn du es nicht tust, fordere ich Unterstützung an.« Dayszaraszay Schazceputrusz griff nach dem MultiKom-Ring, der über ihr rechtes Horn gesteckt war und am Stirnansatz auflag.

»Lass es sein!«, sagte der Junge schroff. Als sie nicht darauf reagierte, fiel er ihr in

den Arm. »Ich rufe die Polizei in Mérida an.«

Ein forschender Blick in die Höhe.

»Wir sollten hier nicht viel länger stehen bleiben«, bestätigte die Cheborparnerin, bevor Geronimo seine Befürchtung aussprechen konnte.

\*

Der Regen schien ein wenig nachzulassen. In größerer Höhe zogen mehrere Lichter über den Himmel.

»Sieht aus, als wären es Space-Jets«, kommentierte Abb. »Die Besatzungen suchen nach Wrackteilen, jede Wette. Demnach werden bald einige Hilfstrupps hier sein.«

»Das ist kein Grund, auf den Anruf zu verzichten«, beharrte Dayszaraszay. »Oki?«

»Okay.« Der Junge seufzte.

Der Multifunktions-Kommunikator seines Armbands schaltete sich selbsttätig in den nächsten Infostream ein. Ein fahles Holo entstand über Geronimos Handrücken. Er verzichtete auf die akustische Eingabe und wühlte stattdessen mit zwei Fingern in dem holografischen Scout, bis er die Polizeistation von Mérida fand.

Ein Logo leuchtete auf. Es hatte lange Bestand.

»Die denken gar nicht daran ...« Geronimo verstummte mitten in der Feststellung, weil das Konterfei einer Frau die Grafik verdrängte.

»Lokale Dienststelle Mérida.«

»Hier gibt es ein Problem!«, sagte er hastig.

Die Polizistin hob nicht einmal den Blick. »Jeder hat momentan irgendein Problem. Um es gleich vorwegzunehmen: Ja, über Yucatán ist ein fremdes Raumschiff abgestürzt – zwei weitere sind im Golf von Papua und nördlich von Terrania explodiert. Und nein, es gibt keine Personenschäden in unserer Zuständigkeit,

der Trümmerregen ist überwiegend im Meer verschwunden.«

»Nicht ganz«, sagte Geronimo.

»Natürlich nicht. In den Waldgebieten wurden trotzdem keine Menschen gefährdet. Nun weißt du es und kannst beruhigt schlafen.«

»Das bestimmt nicht. Wir haben hier nämlich einen Fremden!«

»Was soll das heißen?« Die Polizistin schürzte die Lippen. Soweit das in der kleinen Wiedergabe zu erkennen war, wirkte sie irritiert.

»Ein Riese!«, sagte Geronimo. »Ich schätze ihn auf dreißig bis vierzig Meter. Vier Arme – und er wächst aus einem Maschinenblock ...«

»Sachte, mein Junge.« Die Frau hob abwehrend die Hände. »Ich nehme an, du hast schlecht geträumt. Dieser grauenvolle Lärm und das schreckliche Licht stammten von einer relativ harmlosen Waffe. Das Verteidigungsministerium spricht mittlerweile von Höllenkreischern und Blendwerfern. Aber das ist vorbei, keine Gefahr mehr.«

»Der Riese ...«

»Du wirst sehen, nach Sonnenauf... sobald es wieder hell wird, sieht alles anders aus.«

»Keinesfalls. Hier liegen diese riesenhafte Gestalt und ringsum eine Menge undefinierbarer Teile. Einiges davon könnte transparenter Stahl sein. Möglicherweise war der Riese darin eingeschlossen wie in einem schützenden Ei.«

»Wie alt bist du?«

»Fünfzehn!«

Die Polizistin winkte ab. »Ich weiß, wie das ist, wenn ein Junge in deinem Alter mit diesen neumodischen ego-virtuellen Implantaten experimentiert. Jede beliebige Szenerie ist möglich. Trotzdem hat das Zeug eine viel zu lange Nachwirkzeit.«

»Ich habe kein Implantat, habe nie eines besessen!«

»Du lügst mich nicht an?«

»Glaub ihm ruhig!« DayScha beugte sich nach vorn, drängte sich in den Erfassungsbereich des Armbands.

»Geronimo steht mit beiden Beinen zwischen allen Bodenfeuern.«

»Was für Feuer?«

»Hier gibt es einen Regenriesen – zumindest ist er ein Gigant. Und er ist verwundet. Wie schlimm, wissen wir nicht. Auf jeden Fall brauchen wir Medoroboter.«

»Natürlich«, sagte die Polizistin. »Wer bist du überhaupt?«

»Das ist DayScha«, antwortete Geronimo. »Dayszaraszay Schazce...«

»Kein Wort mehr! Schickt mir eine Bildsequenz, oder ich werfe euch aus dem Empfang. Klar?«

»Oki!«, rief die Cheborparnerin.

»Bilder kommen sofort«, bestätigte Geronimo Abb.

Er hatte das Naheliegende übersehen. Jetzt drehte er den Arm so, dass der optische Sensor den Riesen gut erfassen konnte. Immerhin hatten DayScha und er sich weit genug zurückgezogen.

»Und?«, fragte er erwartungsvoll. »Da bist du sprachlos, was?«

»Nur verwaschene Schatten. Ich warne dich, mein Junge ...«

»Warte – bitte!« Geronimo richtete das Licht der Photonen-cracker auf den Riesen. »Mir ist schleierhaft, warum der MultiKom nicht richtig sendet ... So sollte das Bild besser sein.«

»Da kommt nichts Brauchbares rüber«, stellte die Polizistin fest.

»Die Trümmer haben eine Lichtung in den Wald geschlagen!«, rief die Cheborparnerin dazwischen. »Der Phassafulbuli ...«

»Wer?«

»Der Regenriese«, erklärte Geronimo. »Ich weiß nicht, wie ich es dir anders zeigen soll. Vielleicht geht eine Störstrahlung von den Maschinen aus.«

»Das werden wir schnell herausfinden«, sagte die Polizistin.



Die faustgroße Holoprojektion über Abbs Handrücken zeigte wieder das Logo der Polizeistation von Mérida: die skizzierten Umrisse der Halbinsel Yucatán und die Maya-Pyramide von Chichén Itzá hell illuminiert.

Ein lang gezogener klagender Laut hallte über die Lichtung, gefolgt von einem unheimlichen Knirschen. Zwei Arme des Riesen klatschten gegen den gewaltigen Stahlblock, aus dem er hervorwuchs. Der Oberkörper rutschte bestimmt zwei, drei Meter weit über den Boden, und das Klagen wurde lauter und bedrückender. Von einer Sekunde zur nächsten brach es ab.

»Er hat Schmerzen«, vermutete DayScha.

Augenblicke später meldete sich die Polizistin wieder. »Schlaft euch aus!«, sagte sie heftig. »Und vor allem: Ich will nichts mehr von euch hören! Die Situation ist ernst genug.«

»Es gibt keine Störstrahlung?«, argwöhnte Geronimo.

»Die lokale Ortungsstation verzeichnet keine Messungen. Da ist nichts!«

»Was ist mit der Patrouille? Ich glaube, ich habe vorhin mehrere Space-Jets über uns hinwegziehen sehen.«

»Es reicht endgültig, Junge. Die Space-Jets sind vom Raumhafen Mexico City gestartet und suchen den Absturzbereich ab. Sie haben einige Wrackteile geortet – nur nicht in dem Bereich, in dem ihr euch befindet. Mehr muss ich wohl nicht ausführen.«

»Warte!«, rief Geronimo, doch das Holo erlosch.

Herausfordernd schaute er die Cheborparnerin an. »Glaubst du mir endlich? Die Behörden sind überfordert.«

»Wenn nichts angemessen wird, hat das wohl einen triftigen Grund.«

»Klar hat es den.« Geronimo deutete auf den wuchtigen Aggregatblock, der den Unterleib des Riesen ersetzte. »In dem Ding steckt eine hochwirksame Antiortungseinrichtung. Weil niemand den

Riesen finden soll.«

»Demnach bedeutet er eine Bedrohung für uns?«

»Vielleicht wäre er das gewesen, solange er in seiner schützenden Hülle eingeschlossen war. Aber jetzt?« Der Junge grinste. »Damit müssen wir allein fertig werden, DayScha. Und das schaffen wir auch. Genau das Richtige für uns beide. Na, sag schon! Ich sehe doch das Leuchten in deinen Augen.«

»Das ist kein Abenteuerspiel. Wir können die Risiken überhaupt nicht abschätzen.«

»Du fürchtest dich.«

»Nein!«, protestierte die Cheborparnerin.

»Warum sollte ich?«

*Weil ich ... am Anfang jedenfalls ...*

Geronimo wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen. »Wir haben es versucht«, sagte er. »Die Polizei will von dem Riesen nichts wissen. Also sind wir die Einzigen, die ihm helfen können.«

Er lachte, als DayScha den Kopf schräg hielt und ihr drahtiges Ziegenbärtchen zitterte. Mittlerweile konnte er ihre Stimmung gut einschätzen, sobald sie das ausgeprägte Kinn nach vorn schob. Er hatte Dayszaraszay genau an dem Punkt, an dem ihr nur ein Ausweg blieb. Von Anfang an hatte sie der Riesengestalt helfen wollen. Vielleicht war er wirklich ein Phassafulbuli. Es ging nichts über eine gute Portion Aberglauben.

Wieder erklang dieses dumpfe Stöhnen.

Der Riese drehte den mächtigen Schädel ein wenig zur Seite. Es hatte den Anschein, als gerate ein gewaltiger Felsblock langsam in Bewegung.

Die Augen blieben weiterhin geschlossen. Lediglich das violette Irrlichtern hinter den Lidern wirkte greller. Um den mächtigen Mund zuckte es.

Geronimo fröstelte, zumal ihm der Regen längst den Rücken hinabrann. Mit der linken Hand zog er den Kragen enger, während er mit der Rechten das gewaltige Gesicht ausleuchtete.

Wie groß mochte allein dieser Mund sein? Vier bis fünf Meter, schätzte der Junge. Das bedeutete, der Regenriese konnte sogar einen Icho Tolot mühelos verschlingen. Nun ja, es war anzunehmen, dass der Haluter sich nachhaltig zur Wehr setzen würde.

»Du solltest versuchen, ob mit ihm zu reden ist!«, sagte Geronimo.

DayScha zog irritiert die Lippen zurück. »Was hast du vor?«

»Du sagst selbst, dass wir ihm helfen müssen.« In einer beiläufigen Geste hob Geronimo die Arme. »Ich fliege mit dem Zweisitzer zur Hazienda und hole eine Medoeinheit. Kümmere dich während der Zeit um ihn.«

Er winkte ab, als DayScha einen Widerspruch versuchte. »Du bist genau die Richtige dafür. Und je eher eine Verständigung klappt, desto besser. Wir haben ihn nun einmal gefunden – und ich denke, er ist irgendwie wertvoll. Womöglich so etwas wie eine Antiquität. Eine Statue auf einem Sockel, davon haben meine Eltern genug herumstehen, und die meisten sind viel Geld wert.«

Er stutzte, weil DayScha missbilligend den Kopf schüttelte.

»Na gut«, fuhr er gelassener fort. »Diese Statue scheint aus Fleisch und Blut zu sein, und vor allem ist sie gigantisch. Aber die Polizei ist nicht daran interessiert. Wir werden entweder berühmt, DayScha ...«

»Oder?«, fragte sie, als er schwieg.

Geronimo Abb wischte sich die triefende Nässe aus dem Haar. »Hast du nie davon geträumt, etwas Verrücktes zu tun? Etwas, das kein anderer nachmachen kann.«

»Was ist verrückt?«

Kopfnickend deutete der Junge auf den Regenriesen. »Er ... Und allein schon diese Begegnung ...«

## 2.

Ein Licht flammte auf. Nur für einen Sekundenbruchteil wich die undurchdringliche Schwärze einer optischen Wahrnehmung.

*Eine weitläufige geschwungene Ebene. Sand. Einige Gräser.*

Alles versank sofort wieder in Bedeutungslosigkeit.

Das nächste Aufleuchten folgte kurz darauf. Ebenfalls nur eine Momentaufnahme, wenngleich ein wenig deutlicher und intensiver als zuvor.

*Dünen. Ein düsterer, von Wolken verhangener Purpurhimmel. Schneidend bläst der Wind vom Meer und peitscht den Sand vor sich her. Das Land scheint in steter fließender Bewegung zu versinken.*

Die Wahrnehmung erlosch.

Bentelly Farro bewegte sich unruhig. Noch atmete er ruhig und gleichmäßig. Unter seinen geschlossenen Lidern zeichnete sich indes schon das hektischer werdende Zucken der Augäpfel ab. Er stöhnte leise.

Irgendwo zählte eine mechanische Stimme.

Farros Kopf, bis eben vornübergesunken, ruckte hoch. Es sah aus, als würde er aufwachen. Der Raumservo registrierte die Veränderung und fuhr den fluoreszierenden Widerschein der sündhaft teuren Bodenschuppen hoch. Aber Farro sprach nicht darauf an.

*Der Wind schaufelt Strukturen frei, die sich unter dem Sand abgezeichnet haben. Die zerschlissenen Überreste eines Hightech-Zeltes; leere Vakuumcontainer; die verkohlte Hülle einer Wasseraufbereitung.*

*Urplötzlich wird Bewegung dicht unter der Oberfläche deutlich. Dunkle Flecken huschen dahin. Einzelne erst, dann mehr.*

Bentelly Farro stöhnte. Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Unruhig drehte er den Kopf von einer Seite auf die andere.

*Eine Hand ragt aus dem Sand, die Finger*

*nach innen gebogen, als hätten sie versucht, sich festzukrallen.*

*Nur wenige Meter entfernt kommt ein Schädel zum Vorschein; ein bleicher, vom Sand abgeschliffener Knochen. Langbeinige Hundertfüßer fressen an der Kalkstruktur. Sie verschwinden, als die dunklen Flecken aus dem Sand hervorbrechen: große, achtbeinige Tiere. Giftspinnen. Der Hunger treibt sie nach oben, immer dann, wenn die bleichen Monde des Planeten einander sehr nahe kommen. Die ersten Sanderuptionen beweisen die veränderte Schwerkraft. Der Wind heult und zerrt an den leeren Containern, den letzten stabilen Zeugen einer untergegangenen Expedition.*

Die mechanische Stimme wurde eindringlicher. Es klang, als zählte sie die letzten dreißig Sekunden mit Nachdruck.

Der Mann im Sessel war unruhig. Sein Stöhnen hatte etwas Qualvolles, Verängstigtes. Er schlug die Lider auf, erkannte aber nicht, wo er sich wirklich befand. Dabei hatte der Servo die Bodenschuppen mittlerweile hell erleuchtet.

Farro schaffte es nicht, sich den Auswirkungen des mentalen Implantats zu entziehen. Es hielt ihn im Griff, obwohl er den Wirkkopf schon vor Stunden abgelegt hatte.

*Überall wühlen sich die Spinnen aus dem Boden. Ihr Exodus beginnt. Der Strand ist übersät von den Tieren: ein Heer, das über Hunderte von Kilometern hinweg ins Land eindringt. Auf ihrer Wanderung werden sie nichts am Leben lassen.*

»Du hast die letzte Gelegenheit, die synthetische Erinnerung zu löschen«, sagte die Kunststimme eindringlich. »Danach bedarf es eines schweren neurochirurgischen Eingriffs, um dasselbe Ergebnis zu erzielen. Dieser Eingriff kann mit Schädigungen verbunden sein.

Achtung, Warnhinweis: Du bist zur Reaktion aufgefordert! Unterbleibt die Löschanweisung, entfallen alle

Haftungsansprüche gegen den Hersteller des ego-virtuellen Implantats.

Die Unverfallbarkeit der synthetischen Erinnerungen beginnt in zwölf Sekunden.

Noch elf Sekunden ...

Zehn ...«

*Die Schwerkraftveränderung legt die letzten vergänglichen Spuren der terranischen Expedition frei. Ein mumifizierter Leichnam lehnt an einem leeren Trinkwasserbehälter. Längst spannt sich die Haut über die hervortretenden Knochen. Gierig fallen die Nachzügler der Spinnen über den ausgemergelten Körper her.*

Nur das Namensschild auf der Brust des Toten ist zu erkennen.

»Bentelly Farro« steht da in Leuchtschrift.

»Lithosphärentechniker/Expeditionsleiter«.

Der Mann im Sessel öffnete die Augen. Mit beiden Händen massierte er sich die Schläfen. Benommen lauschte er der Stimme.

»Drei Sekunden ...«

Er fasste mit Daumen und Zeigefinger nach seiner Nasenwurzel. Der Griff half, sobald ihm vor Müdigkeit die Augen übergingen.

»Warte!«, rief er. »Ich ...«

»Die erarbeitete Vita kann nicht mehr gelöscht werden«, meldete die Kunststimme unbewegt. »Zu deiner Information: Die Einstufung erfolgt in die niederste Gefährdungsklasse. Das bedeutet keine dauerhafte Prägung. Die Halbwertszeit des gewählten Niveaus liegt bei sechs Monaten; individuelle Abweichungen ...«

»Ich weiß!«, murmelte Bentelly Farro. »Für alle weiteren vorschriftsmäßigen Hinweise: Ende. Ich kenne sie.«

Er blinzelte in den Raum. Der Servo reagierte darauf mit der Projektion aller relevanten Daten, aber Farro interessierte sich weder für den Luftdruck noch für die Temperatur oder einen der anderen Werte. Nur für die Uhrzeit.

*1.28 Uhr, Tiempo del Centro Zona Mexico.*

Er war über seinem Hobby eingeschlafen. Kein Wunder, denn die Simulationen, die er in letzter Zeit wählte, hatten etwas Tiefgreifendes. Irgendwie, das wurde ihm zunehmend deutlicher bewusst, reagierte er darin auf seine Lebensgefährtin.

Wie viele falsche Erinnerungen schlummerten mittlerweile in seinem Gedächtnis? Bentelly hatte darüber nicht Buch geführt. Zwei Dutzend, argwöhnte er. Wobei die ersten schon dem Vergessen anheim fielen. Er war nie so verrückt gewesen, eine lange Halbwertszeit zu wählen, die Wahrheit und Schein zu einem Gordischen Knoten verschlang. Mit der nötigen Vorsicht betrieben, waren die mentalen Implantate durchaus eine empfehlenswerte Erfahrungsebene.

Von irgendwoher erklang ein leises Rumoren.

Im ersten Moment glaubte Farro, dass Tai Ch'chara die Badelandschaft mit dem hohen Wasserfall aktiviert hatte.

»Wo ist sie?«

Ihr Flexsessel war leer. Das Material zeigte noch vage Wärmespuren ihres Körpers. Auf einer der Tischebenen stand das schlanke Glas, nur halb ausgetrunken. Bentelly fixierte die öligen Flüssigkeiten, die sich langsam wieder voneinander trennten. Er hatte einmal von dem Zeug versucht – es war ihm so fremd geblieben wie Tais Heimatwelt, die er nicht kannte. Oder doch? Ihre Erzählungen und die wenigen Holografien, die er bislang gesehen hatte, verarbeitete er in den Implantaten. Mehr war ohnehin nicht möglich.

»Tai Ch'chara hat sich zur Regeneration zurückgezogen«, antwortete die Kunststimme.

Das von ihren Körperschuppen abgesonderte Aroma hing noch in der Luft. Bentelly Farro schmeckte die feine Nuance, sie hatte etwas Beruhigendes, wühlte ihn aber zugleich auf.

Eine Probe davon hatte er schon vor Monaten einem befreundeten Chemiker zur Analyse überlassen. Seitdem wusste er, dass Tais Wirkung auf einer Reihe chemischer Botenstoffe beruhte.

»Offensichtlich vom Körper selbst produzierte Aphrodisiaka«, hatte der Freund festgestellt. »Du bist zu beneiden, Bent.«

Es stimmte. Tai Ch'chara war völlig anders als alle Terranerinnen, die er kannte.

Exotisch!

Unbewusst hatte er immer schon nach ein wenig Abwechslung gesucht, nach einem Gegenpol zu seinem eher gleichmäßigen und vor allem so vorhersehbar gewordenen Arbeitsbereich.

Das dumpfe Rumoren hielt an. Ein rascher Blick auf die Überwachung verriet Farro, dass die Dämpfungsfelder des Hauses aktiv waren. Wahrscheinlich tobte ein heftiges Gewitter, das sogar die akustische Abschirmung durchschlug.

Er löste die Anschlüsse des Implantats und verstaute es in der Schutzhülle. Der kleine Robotdiener watschelte heran, wackelte auffordernd mit dem nahezu würfelförmigen Körper und fiepte zufrieden, als er die Verpackung erhielt.

»Ende für heute.« Farro seufzte.

Er verließ den Wohnbereich. Der Schuppenboden war ein Zugeständnis an Tai. Als er auf den Flur hinaustrat, huschten zwei ihrer »Symbionten« durch die offene Tür in den Regenerationsraum.

Farro schaute ihnen hinterher. Sie waren wie die Spinnen seiner neuen Erinnerungssequenz, nur sehr viel kleiner. Schwarz, achtbeinig, unglaublich flink. Er musste schon Glück haben, dass er überhaupt einige von ihnen zu Gesicht bekam.

An der Tür blieb er stehen und lauschte. Aus dem abgedunkelten Raum erklang ein feines Schaben, wie es ihm von Tai Ch'charas Rückenschuppen immer wieder entgegenklang. Nur wurde es von dem anhaltenden Gewittergrollen fast völlig

überlagert.

Während Tais Regenerationsphase war ihr Körperduft besonders intensiv. Allerdings regte er dann nicht an, sondern machte unglaublich müde.

Bentelly Farro fiel beinahe auf die Antigravliege in seinem Schlafzimmer. Er fühlte sich wohl; das war das Letzte, was er bewusst wahrnahm.

\*

Er hörte Geräusche. Eine Stimme forderte ihn auf, das Gespräch anzunehmen. Doch das alles erschien ihm zu weit weg, beinahe schon in einer anderen Welt, es interessierte ihn nicht.

Er schreckte auf, als zwei kräftige Hände über seine Schläfen strichen.

Als er die Augen aufschlug, saß Tai Ch'chara neben ihm. Sie lächelte, und ihm war, als gerate sein Blut in Wallung.

»Du hast tief geschlafen, Bent.«

»Wie spät ...?«

Tai Ch'charas gespaltene Zunge kam kurz zwischen den Lippen hervor. Sie rümpfte die Nase, das Synonym eines menschlichen Lächelns.

»Zwei Uhr fünfundvierzig.«

»Erst?« Er setzte sich auf. Stellte fest, dass er in voller Montur eingeschlafen war. Tais Regenerationsphase hatte trotzdem auch für ihn etwas Belebendes. Seit Monaten stellte er fest, dass er immer dann mit wenig Schlaf auskam.

»Jemand will mit dir reden«, sagte seine Gefährtin.

»Mitten in der Nacht? Wer ist der Verrückte?«

»Er wollte seinen Namen nicht nennen.«

»Jemand vom Maschinenpark?«

Tai Ch'chara beugte sich nach vorn. Das Schuppendreieck, das sich von ihrer Schädeldecke spitz zur Nasenwurzel zog, berührte seine Stirn. Bentelly genoss die Berührung.

»Ich glaube, es ist wichtig«, sagte Tai.

»Der Mann wirkt aufgeregt.«

»Und außerdem?«

»Er versucht, seine Unsicherheit zu kaschieren. Tief im Unbewussten fürchtet er sich; es ist die Furcht, die viele Menschen spüren, seit die Sonne erloschen ist.«

»Ich auch«, gestand Bentelly Farro. »Es gibt wohl niemanden, der davon unberührt bleibt.«

Keine Minute später stand er im Wohnraum einer lebensgroßen Holoprojektion gegenüber. Er kannte den Anrufer nicht, der ihn abschätzend musterte.

»Ich glaube nicht, dass wir uns schon begegnet sind.«

Der andere nickte knapp. »Du bist Bentelly Farro, Lithosphärentechniker und Direktor des Seismischen Maschinenparks Mittelamerika?«

»Du ruft mich privat an, mitten in der Nacht, demnach bist du bestens informiert. Auf rein rhetorische Fragen antworte ich in so einem Fall grundsätzlich nicht. Also: Wer bist du und was willst du?«

»Mortimer Muller, Sekretär im Verteidigungsministerium.«

Farro zog eine Braue hoch. »Terrania?« Muller nickte knapp.

»Bei euch ist später Nachmittag, hier ist Mitternacht vorüber!«, schimpfte Bentelly Farro.

»Darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Die Angreifer haben ebenso wenig nach solchen Banalitäten gefragt.«

»Schon wieder ein Angriff wegen Sol? Oder ging es diesmal gegen die Kunstsonnen? Soll die Erde im ewigen Eis erstarren? Natürlich könnten wir versuchen, Magmaströme aus der Tiefe des Planeten umzuleiten. Vor unüberlegten Schritten warne ich ...«

»Terra wurde angegriffen!«, unterbrach Muller. »Sag bloß, du weißt nichts davon? Die Blendwerfer und Höllenkreischer waren auch über Mexiko aktiv. Ein Gefühl, als wäre die Hölle ausgebrochen.«

»Wann?«

»Vor knapp eineinhalb Stunden ...«  
 »Mein Haus ist besonders abgesichert«, erklärte Farro. »Ich hatte lediglich den Eindruck eines Gewitters.«

Der Sekretär winkte ab.

»Eine Armada fremder Raumschiffe ist ins Sonnensystem eingedrungen, wir nennen sie ihres Aussehens wegen Ovoidraumer oder Sternengaleonen. Der Flotte gelang es, sie schnell zurückzuschlagen und die akute Bedrohung abzuwenden. Allerdings sind drei der Angreifer in einer Höhe von rund dreihundert Kilometern explodiert. Einschlag der Trümmer an der Küste von Yucatán, über dem Golf von Papua und über dem Chöwsgöl Nuur.«

»Ich verstehe nach wie vor nicht, was ich damit zu tun haben soll«, sagte Farro.

Muller schaute ihn durchdringend an.  
 »Die Bergungsarbeiten laufen bereits auf Hochtouren. Es geht darum, die Wrackteile zu untersuchen, die schon gehoben wurden, aber auch alles, was weiterhin auf dem Meeresboden liegt. Du bist einer der Forschungsgruppen zugeteilt worden, für den Bereich Yucatán.«

»Materialanalyse ist überhaupt nicht mein Fach.«

»Es wird erwartet, dass du sofort zur Verfügung stehst.«

»Ich bin Lithosphärentechniker«, stellte Farro fest. »Mit Schiffswracks habe ich absolut nichts zu tun. Nicht einmal der Meeresboden ist mein Metier, sondern die Erdkruste und der obere Erdmantel bis rund hundert Kilometer Tiefe und mehr. So weit schlägt kein Wrack durch, bestimmt nicht.«

»Ich gehe davon aus, dass alle Fakten bei deiner Berufung in die Forschungsgruppe berücksichtigt wurden.«

»Das ist Quatsch.« Mit wachsendem Unwillen blickte Farro den Sekretär des Verteidigungsministeriums an. »Der Absturz hat keine Beben ausgelöst, andernfalls wüsste ich das längst. Nachträglich wird es zu keinen Erschütterungen mehr kommen. Oder

wurden größere Explosionen verzeichnet?«

»Nein, das nicht«, sagte Muller.

»Na also. Das ist eine Sache für die Militärs. Mit mir wäre die Gruppe schlicht falsch besetzt.«

»Ich bin trotzdem überzeugt, dass alles seine Richtigkeit hat.«

Bentelly Farro seufzte ergeben. Er leckte sich über die Fingerspitzen und brachte seine Augenbrauen in Form, danach strich er mit beiden Händen übers Haar.

»Das werde ich klären«, sagte er. »So, wie es ist, hat es jedenfalls keinen Sinn. Ich will mit der Einsatzleitung verbunden werden. Wer ist zuständig?«

Jäh erschien die Skyline Terranias im Holo. Wortlos hatte der Sekretär Farro in eine Warteschleife gesetzt.

\*

Dayszaraszay Schazcepoutrusz zupfte sich das Kinnfell, während sie dem jungen Terraner nachschaute. Er lag bäuchlings auf dem Prallfeldzweisitzer und zog die Maschine steil in die Höhe. Einige Sekunden lang fürchtete sie, er würde den Halt verlieren. Immerhin schwebte sein Körper plötzlich über der Sitzfläche.

Die schlanke ockergelbe Maschine erschien ihr wie ein Raubfisch. Der aufgerissene Rachen, die verdickte Schwanzflosse – Pspopta war keine Welt mit viel Wasser, umso interessierter hatte DayScha die großen Aquarien in Mexico City bestaunt.

Nur mit Mühe unterdrückte sie einen Aufschrei, als der »Prallfeldfisch« sich jäh um die Längsachse drehte und auf den Rücken legte. Geronimo hing ungesichert unter der Maschine.

Der Cheborparnerin stockte der Atem. Ihr wurde klar, dass der Junge genau wusste, dass sie ihm nachblickte. Das Kunststück vollführte er, um sie zu provozieren; es sah aus, als laufe er durch die Luft und stemmte die schwere Maschine über sich.



Viele Terraner waren eben so: herausfordernd, aber auf ihre Weise liebenswert.

Erleichtert atmete sie auf, als die Maschine sich wieder drehte und Geronimo auf die gepolsterte Sitzbank zurückfiel. Sekunden später verschwand das Gefährt aus ihrem Blickfeld.

»Und wir beide ...?« Die Arme verschränkt, wandte sie sich der riesenhaften Gestalt zu. »Wer schickt dich?«

Sie erhielt keine Antwort.

»Du bist ein Regenriese? Bislang brennen auf Terra keine Feuer, die du mit der Nässe ersticken müsstest, um deine Kinder zu beschützen. Also: Warum bist du hier? Ich wüsste es gern.«

Langsam ging sie auf den Koloss zu. Sein Mund öffnete sich leicht, ein klagender Laut hallte über die Lichtung.

»Du hast Schmerzen, deine Verletzungen sind nicht zu übersehen. Aber wir werden dir helfen.«

Ihr Fuß verfring sich zwischen zersplitterten Bambusstangen; beinahe wäre sie der Länge nach hingeschlagen. Zornig auf sich selbst, dass sie nicht vorsichtiger gewesen war, zerrte DayScha die armdicken Pflanzen zur Seite. Eines der dünneren Rohre wiegte sie abschätzend in der Hand. Sie wusste plötzlich, wie sie den Riesen auf sich aufmerksam machen konnte. Ein gefährliches Spiel? Natürlich. Solange Geronimo nicht zurück war, hatte sie jedoch freie Hand.

Sein Photonencracker riss den mächtigen Leib teilweise aus der Dunkelheit. Das Streulicht reichte aus, damit Dayszaraszay dank des Restlicht-Monokels jede Einzelheit erkennen konnte.

Vor ihr ragte der gigantische Kopf in die Höhe. Ihre Position war günstig. Sie war nicht in unmittelbarer Reichweite der mächtigen Arme. Selbst falls der Riese versuchte, sich herumzuwälzen, würde ihr genügend Zeit bleiben, ihm auszuweichen.

»Meine Ahnfamilie hat sich vor langer

Zeit dem Schazce' Phassafulbuli geweiht«, sagte sie in der Sprache ihrer Heimat.

Der Gigant, dessen Schädel gut fünfmal größer war als sie, reagierte nicht.

»Du verstehst nicht, wovon ich rede?«

Waren die alten Geschichten doch nur Legenden, und niemand würde das Feuervolk retten, sollten die fließenden Flammen jemals auf die Schwemmländer der Atmenden treten? Den Terranern hätte Dayszaraszay mittlerweile zugetraut, eine umfassende Rettungsaktion auf Pspopta einzuleiten, falls so etwas jemals nötig ...

*Ausgeschlossen*, sagte sie zu sich selbst. Die Terraner waren mit ihrem Sonnensystem aus der Galaxis herausgerissen worden und befanden sich nun in einem seltsamen Weltraum, in dem nur wenige Dutzend Sonnen existierten.

Die Rückkehr war möglicherweise nur ein gnädiger Wunschtraum.

»Du gehörst hierher, in diese ...?« Wie nannten die Terraner den unbekannten Weltraum? »... in diese Anomalie?«

Der Regenriese reagierte nicht.

DayScha benutzte nun Interkosmo, die Umgangssprache der Milchstraße, die von vielen Völkern verstanden wurde.

»Ich gehöre zu den Terranern. Sie werden dir beistehen, wenn du ihre Hilfe zulässt. Ihre Medotechnik ist weit fortgeschritten.«

DayScha griff nach dem MultiKom-Ring über ihrem rechten Horn und ließ das Justierungsholo entstehen. Es kostete sie nur wenige Handgriffe, ein gerichtetes Akustikfeld zu projizieren und den Translatormodus zuzuschalten. Solange der Riese nicht reagierte, gab es allerdings keine Möglichkeit, seine Sprache zu erkennen oder sie aus vielen kleinen Bruchstücken für die Übersetzung zu rekonstruieren.

»Sag mir, wie wir uns verständigen können!«

Nichts.

Abschätzend wog Dayszaraszay die Bambusstange in der Hand. Geronimo war schon eine ganze Weile fort. Sie rechnete

damit, dass er in Kürze mit der Medoeinheit zurück sein würde. Erwartete er, dass sie bis dahin einen ersten Kontakt hatte? Sie war ziemlich sicher, dass er in seinem jugendlichen Ungestüm alles auf einmal haben wollte.

Wie einen Speer warf sie die Stange. Das Geschoss traf die Wange des Giganten, prallte ab und fiel zu Boden.

Erst Augenblicke später erklang ein unwilliger Laut.

»Komm zu dir!«, rief DayScha. »Wir müssen miteinander reden!«

Vergeblich wartete sie auf eine weitere Reaktion. Darauf, dass der Riese endlich die Lider öffnete und sie ansah.

»Dieser Planet heißt Terra. Ich nehme an, du gehörst zu dem Raumschiff, das über der Küstenregion abgestürzt ist?«

Die Holoskala zeigte die Stärke des gerichteten Akustikfelds. Im Wirkungsbereich entwickelte es nahezu den Lärmpegel eines anlaufenden Impulstriebwerks.

»Kannst du mich hören?« DayScha hatte keine Ahnung, ob sie das Richtige tat. Irgendwie musste sie den Riesen aber zu einer Reaktion zwingen. »Ich bin Dayszaraszay Schazcepourusz. Natürlich bist du nicht der Schazce' Phassafulbuli meiner Ahnfamilie, doch vielleicht bist du hier, um den Terranern zu helfen. Bist du so etwas wie ein Regenriese für die Terraner? Sag mir, dass es so ist! Worauf wartest du? Sag schon!«

*Oder bist du ein stummer Feuergeist?, fügte sie in Gedanken hinzu. Dann gehörst du zu den Gegnern, zu jenen, die das Solssystem versetzt und die Sonne ausgelöscht haben.*

Sie beobachtete das riesige Gesicht genau. Licht und Schatten veränderten sich. Kein Zweifel, die Muskulatur arbeitete, der Riese reagierte angespannt.

»Sag mir, wer du bist, von wo du kommst – und warum du hier bist. Du kannst mich DayScha nennen, wenn dir mein Name zu lang ist. DayScha.« Sie schlug sich mit

beiden Händen an den Oberkörper, dann zeigte sie auf den Koloss – eine Geste, die sie für verständlich hielt.

Das Problem war nur, dass der Riese nicht daran dachte, die Augen zu öffnen.

Ein dumpfer, hallender Ton drang zwischen seinen Lippen hervor.

»Gut so!«, rief Dayszaraszay. »Wir verstehen uns!«

Sie redete gegen eine Felswand. Dieses Eindrucks konnte sie sich nicht erwehren.

Der Ton verstummte – begann von Neuem. Die Lautfolge schien sich verändert zu haben. Endlich antwortete das gewaltige Wesen.

Ja, die Cheborparnerin war sicher, dass es so war und nicht einfach nur ein Zufall.

Trotzdem wartete sie vergeblich darauf, dass der Koloss die Augen öffnete.

»DayScha«, sagte sie wieder. »Ich bin DayScha.«

»Nacht«, übersetzte die Translatorfunktion des MultiKoms. Das Wort kam ein wenig zu stockend, Dayszaraszay wusste nicht, wie sie es einordnen sollte.

»Es ist Nacht«, antwortete sie spontan. »Die Sonne ist erloschen, der Pulk der Kunstsonnen wird erst in einigen Stunden wieder aufgehen. Nicht einmal der Mond ist zu sehen – und Sterne gibt es so gut wie keine.«

»Nacht Aug«, sagte der Translator, es klang wie eine Ergänzung.

DayScha gewann den Eindruck, dass der Riese angespannt reagierte.

»Nacht Aug, das ist dein Name«, stellte sie fest.

Der Koloss reagierte mit kurzen grollenden Lauten. Sie konnten alles bedeuten oder nichts. Erst nach mehreren Minuten lieferte der Translator die Übersetzung »Sohn« dazu.

Das war der Moment, in dem Geronimo Abb mit dem Prallfeldzweisitzer zurückkam. Er landete mit der Maschine nicht drüben beim Zelt, sondern schwebte bis dicht an den Riesen heran.

\*

»Du bringst eine Antiquität?«, fragte die Cheborparnerin, als der kleine Roboter seine Verankerung löste und vom Sozios herabschwebte.

Geronimo Abb ließ das Prallfeld des frisierten Zweisitzers erlöschen.

Knirschend setzte die Maschine auf.

»Zugegeben, das ist eine etwas ältere Medoeinheit«, gestand er ein. »Aber sie ist gut in Schuss. Basil hat sie erst im letzten Jahr generalüberholt und das Medoprogramm auf den neuesten terranischen Stand gebracht.«

»Er hätte den Roboter auch neu lackieren sollen.«

»Bist du verrückt?« Geronimo betrachtete die etwas füllige Gestalt mit den drei Insektenbeinen abschätzend. »Die Camouflage mag ein wenig verwittert wirken ...«

»Ziemlich sogar«, bestätigte Dayszaraszay.

»Das ist jedenfalls original. Äußerlich wurde an dem Roboter nichts verändert. Der ist um die fünfzigtausend Galax wert. Meines Wissens gibt es nur noch fünf Exemplare dieses Typs in der ganzen Milchstraße.«

»Inzwischen höchstens vier.«

Geronimo schaute die Cheborparnerin irritiert an. Es dauerte etliche Sekunden, bis er den tieferen Sinn ihrer Bemerkung verstand. Verbissen nickte er.

»Der Roboter wurde während der Kämpfe gegen eine Mor'Daer-Einheit der Terminalen Kolonne eingesetzt. Von dem Volk, das ihn gebaut hat, haben nur wenige Zehntausend überlebt. Das Galaktikum unterstützt sie seitdem in jeder Hinsicht.«

Der Roboter war nicht größer als einen Meter zehn, er reichte DayScha knapp bis zur Hüfte. Sein länglich-ovaler Körper war in der Mitte eingeschnürt. Der Kopf wirkte klein, die Sprechwerkzeuge waren in den Kieferzangen installiert.

»Wo ist der Patient, den ich versorgen soll?«

»Du stehst vor ihm«, antwortete Geronimo Abb.

Die halbkugelförmigen Augen veränderten ihren Fokus. Deutlich war zu sehen, dass der Roboter DayScha ansah.

»Eine Angehörige des Volkes der Cheborparner. Äußerlich ist keine Verletzung festzustellen.«

»DayScha ist nicht der Patient!«, berichtigte der Junge. »Es geht um den Regenriesen.« Er deutete auf den am Boden liegenden Koloss. »Seine Wunden sollst du versorgen.«

»Eine fremde Lebensform«, stellte der Roboter fest.

»Das ist wohl kein Problem?«

»Nein, natürlich nicht. Schwierig ist nur, dass es sich um eine sehr große Lebensform handelt.«

»Hilf dem Riesen, soweit es deine Möglichkeiten zulassen!«

Geronimo Abb bedachte die Cheborparnerin mit einem fragenden Blick.

»Nacht Aug«, sagte DayScha. »Das scheint sein Name zu sein.«

»Du bist demnach weitergekommen. Gut. Was hast du von ihm erfahren? Woher kommt er, was ...?«

»Der Name ist alles, was ich weiß.«

Geronimo gab sich keine Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen.

»Der Translator stößt auf Schwierigkeiten«, sagte Dayszaraszay. »Das ist immer so, bis ein ausreichend großer Wortschatz ...«

»Ich will wissen, ob er Freund oder Feind ist!« Geronimo Abb schaltete seinen MultiKom ein und ließ sich die Daten von DaySchas Ringgerät übertragen.

»He!«, rief er dann. »Nacht Aug, ich bin Geronimo Abb. Mein Medoroboter wird deine schlimmsten Wunden behandeln und ...«

Ein Grollen antwortete ihm. Der Riese formte danach durchaus markante Töne, wenngleich seine Mundbewegungen

wirkten, als falle es ihm schwer, sich zu artikulieren.

»Nachtaugs Beisohn«, übersetzte die Translatorfunktion des MultiKoms.

»Nachtaugs Beisohn – so heißt du?«

»Das ist mein Name.«

»Woher kommst du?«

»Utrofär.«

»Ist das deine Heimatwelt? Gehört sie zu einer der Sonnen in der Nähe?«

Schweigen.

Geronimo Abb wiederholte die Frage.

»Sonne eingekapselt, dunkel«, kommentierte der Riese.

Mit einer solchen Auskunft hatte Geronimo nicht gerechnet. Sie war trotzdem kein Beweis dafür, dass Nachtaugs Beisohn mit den Nagelschiffen zu tun hatte.

»Was weißt du über die eingekapselte Sonne?«, fasste er nach.

Mit einem Arm wischte der Regenriese fahrig über seinen Leib. Geronimo bemerkte, dass die Bewegung der Medoeinheit gegolten hatte. Offensichtlich empfand Nachtaugs Beisohn den Roboter als lästig.

»Nicht!«, rief Geronimo. »Du darfst die Maschine nicht beschädigen!«

»Der Zustand des Patienten übersteigt meine Kapazität«, meldete in dem Moment der insektoide Roboter über MultiKom. »Ich verfüge weder über eine ausreichend keimtötende Lösung noch über die benötigte Menge an Wundplasma. Ein Selbstheilungsprozess scheint bislang nicht in Gang gekommen zu sein. Die Blutgerinnung ist mit hoher Wahrscheinlichkeit behindert.«

»Gibt es eine erkennbare Ursache?«

»Ich bin für entsprechende Analysen nicht ausgerüstet.«

»Wir versuchen, dir zu helfen, Nachtaugs Beisohn«, sagte DayScha.

»Helfen?« Das klang, als verstünde der Riese den Sinn des Wortes nicht.

»Du bist verwundet. Unser Roboter wird dafür sorgen, dass der Heilungsprozess

deiner Wunden beschleunigt in Gang kommt.«

»Hast du Schmerzen?«, fragte Geronimo.

»Angst«, lautete die Antwort.

»Angst wovor?«

»Ich gehöre dem Tod.«

»Du hast den Absturz überstanden.«

»Der Tod ist überall.«

»Unsinn«, widersprach Geronimo Abb.

»Sobald deine Wunden versorgt sind, wirst du anders reden.«

»Was ist das für ein Tod, von dem du sprichst?«, wandte DayScha ein.

Der Riese antwortete nicht.

»Na also.« Geronimo seufzte. »Es gibt diese Bedrohung nicht mehr.«

»Und falls doch?«, bemerkte Dayszaraszay. »Wenn er sagt, der Tod sei überall.«

»Damit meint er die Sonne.«

»Überall – Das heißt für mich, dass er überhaupt keinen klaren Eindruck von dieser Gefahr hat. Vielleicht spürte er eine allgegenwärtige Bedrohung ...«

Geronimo zuckte die Achseln. »Er steht unter Schock. Der Absturz macht ihm zu schaffen, das ist alles ...«

»... ist es nicht«, widersprach die Cheborparnerin. »Ich spüre ebenfalls ein Gefühl von Furcht.«

»So geht es mir seit Tagen, DayScha. Finde einen einzigen Terraner, der seit dem Erlöschen der Sonne keine Furcht hat.«

»Gefahr lauert hier«, sagte Nachtaugs Beisohn heftig. »... wird mich töten. Wird auch die Kleinen töten.«

Es hatte schon vor Minuten zu regnen aufgehört. Dichter Nebel stieg auf. Das wurde deutlich, als Geronimo den Lichtschein eines Photonen-crackers wandern ließ. Die Lichtung war nicht mehr in ihrer ganzen Ausdehnung zu überblicken.

Geronimo erwartete nicht, Ungeheuer aus dem Dunst hervorbrechen zu sehen, über das Alter war er längst hinaus. Mit dem besser werdenden Wortschatz der Translatorfunktion würden sich bald die

Unklarheiten klären lassen.

»Wenn die Gefahr hier lauert, weichen wir ihr aus!«, sagte er entschlossen. »Wir bringen den Riesen einfach weg.«

»Wie willst du ...?« DaySchas Einwand verstummte, als Geronimo in Richtung ihres Zeltplatzes deutete.

»Wir haben alles, was wir brauchen«, stellte er fest. »Wenn wir den Lastenschweber einsetzen und die Flexofläche voll aufrollen, reicht der Platz für den Transport.«

»Aber ...«

»Ja, ich weiß. Vergiss, dass du mein Kindermädchen bist!«

Mit einer schnellen Handbewegung schaltete Geronimo den MultiKom ab. Verschwörerisch musterte er den Regenriesen.

Dass der Koloss weiterhin die Augen geschlossen hielt, gefiel ihm nicht. Er fragte sich, ob Nachtaugs Beisohn gar nicht sehen *wollte*, wo er sich befand. Oder war der Riese blind? Worauf deutete das violette Irrlichtern unter den geschlossenen Lidern hin?

»Auf deiner Feuerwelt verläuft das Leben wahrscheinlich in Bahnen, die ich mir nicht richtig vorstellen kann – auf mich wirkt dieses Geschöpf dennoch wie eine zum Leben erwachte Kolossalstatue. Viele Völker haben monumentale Kunstwerke hinterlassen, und diese stellen oft genug Gottheiten dar oder wenigstens hochgestellte Persönlichkeiten.«

»Nachtaugs Beisohn erinnert dich an eine Gottheit? Unsere Götter sind das Feuer und das glutflüssige Innere von Pspopta ...«

»Er ist jedenfalls etwas Besonderes. Wenn ihm hier der Tod droht, bringen wir ihn eben in Sicherheit. Ich nehme an, in seinem Sockel sind Triebwerke installiert. Und wenn nicht, dann mit Sicherheit Antigrav- und Prallfeldprojektoren.«

»Die allesamt beschädigt sein dürften«, wandte DayScha ein.

»Ich weiß.« Geronimo Abb knirschte mit den Zähnen. »Du willst auch, dass der

Regenriese überlebt. Also müssen wir es wenigstens versuchen, DayScha. Wenn wir gemeinsam Antigrav- und Traktorprojektor des Lastenschwebers bedienen, haben wir eine gute Chance.«

Er schaltete den Translator wieder ein. »Wir bringen dich von hier weg, Nachtaugs Beisohn. Was sagst du dazu?«

Die Antwort ließ eine Weile auf sich warten.

»Es ist egal – ich bin schon tot! Was mich schützen sollte, hat mich umgebracht«

»Unsinn!«, begehrte Geronimo auf. »Tote reden nicht mehr. Oder ist das dort anders, woher du kommst?«

### 3.

»Ich habe genug andere Dinge zu tun, bei denen mich keine Positronik unterstützen kann. Eine läppische Rückfrage ist so ziemlich das Letzte, was ich jetzt brauche.«

Muura Palfrey schwang sich aus dem Antigravschacht. Die Zeit drängte, und sie war versucht, den Anruf aus dem Verteidigungsministerium einfach wegzuschalten.

»Wir brauchen Farro!«, sagte der Sekretär mit Nachdruck.

»Nicht mein Problem.« Im Laufschrift bog die Hyperphysikerin auf den nächsten Ringkorridor ein. Die Leuchtmarkierungen im Boden zeigten ihr den Weg zum Ausrüstungshangar. Sie achtete kaum darauf.

»Muura, du bist Offizierin der Heimatflotte«, erklang es aus der MultiKom-Brosche am Revers ihrer Bordkombi.

»Kein Grund, mir jeden Zauderer anzuhören. Der geplante Starttermin ist schon jetzt kaum mehr haltbar, und ich hasse Verzögerungen. Wenn dieser ... wie war sein Name?«

»Farro. Bentelly Farro«, half ihr der Sekretär aus.

»Wenn er nicht teilnehmen will, treibt einen anderen auf. Es wird sich in Vishnas Namen jemand finden lassen.«

»Wenn du nicht mit ihm reden willst, muss ich dir den Befehl dazu erteilen. Ich habe Rückendeckung von ganz oben, Muura.«

Die Einsatzleiterin warf einen Blick auf die Zeitanzeige ihres Armbands. 2.53 Uhr hier in der Zona Mexico.

Innerhalb von eineinhalb Stunden hatte sich die Welt erneut verändert. Zum wievielten Mal in den letzten Wochen? Wenn die Befürchtungen wahr wurden, spielte selbst das Schicksal der Sonne ab sofort keine entscheidende Rolle mehr, dann war Terra unmittelbar bedroht.

Die Kunstsonnen, die das schnelle Vereisen des Planeten verhinderten, waren ein trügerischer Sieg gewesen.

*Eine Wunde nach der anderen, erkannte Muura Palfrey. Wir bluten aus. Und wenn das nicht geschieht, wird die Panik kaum mehr aufzuhalten sein.*

Zuerst die Versetzung des Solssystems in diesen fremden Weltraum, ein fast sternenloses Miniaturuniversum, das nicht mehr als 143 Lichtjahre zu durchmessen schien. Siebenundvierzig Sonnen waren angemessen worden, die gesamte Sternenpopulation. Über die Wahrscheinlichkeit, dass alle aktuellen Probleme bei einer dieser Sonnen ihren Ausgang nahmen, spekulierte Muura lieber nicht.

Die Entführung etlicher Zehntausend Kinder und Jugendlicher durch die Auguren war der nächste Schlag gewesen.

Dazu der Einbruch des Fimbul-Winters, das Erlöschen Sols. Am 30. September hatten die Spenta »das Licht ausgeknipst«. Muura Palfrey dachte gar nicht daran, das in hochtrabende hyperphysikalische Erklärungen zu verpacken. Licht aus, Heizung aus, vorbei. So einfach und brutal war die Wahrheit. Die Planeten des Solssystems umkreisten die Leben spendende Sonne noch, waren aber von

ihrer Energie abgeschnitten.

Der aktuellste Angriff waren die Sternengaleonen gewesen. Nur drei dieser Schiffe waren über Terra abgestürzt. Zuerst hatten sie angesichts des vermeintlich leichten Siegs über die angreifende Flotte gejubelt – inzwischen herrschte aber Katerstimmung.

»Farro will mit der Einsatzleitung reden«, stellte der Sekretär fest. »Er hat eine Bildverbindung aktiv. Es wäre sinnvoll, wenn du mit ihm über Holo kommunizierst. – Nur damit du ihn richtig kennen lernst.«

»Gibt es einen Grund dafür?«

»Bentelly Farro gehört zum Team, diese Entscheidung steht nicht zur Disposition! Für dich nicht und für ihn nicht! Ich will, dass du ihn vorab kennen lernst, das ist alles.«

Die Hyperphysikerin zögerte kurz, schaltete dann aber doch auf Projektion. Das Bild hatte sich noch nicht vollständig stabilisiert, da redete Farro schon los.

»Muura Palfrey, ich weiß nicht, welchen Narren du an mir gefressen hast, nur schlag dir das aus dem Kopf. Ich bin kein Spürhund, der in jedem Dreck wühlt.«

»Ach ...«, sagte sie.

Der MultiKom projizierte in Originalgröße, wenngleich mit leicht reduzierter Auflösung. Farro überragte die Einsatzleiterin deutlich, sie schätzte ihn auf beinahe eine Handbreit größer als zwei Meter. Er blickte sie merklich von oben herab an.

»Ein Fehler. Ich weiß nicht, wer das zu verantworten hat: Mich auszuwählen war eine Fehlentscheidung.«

»Und das entscheidest wohl du«, sagte Muura.

Farro lächelte mitleidig. Sein Alter war schwer zu schätzen, Palfrey entdeckte nicht eine Falte in seinem Gesicht. Es wirkte viel zu glatt, wie ein Spiegelbild der schrecklichen New-Wave-Bilder, die seit geraumer Zeit jede Ausstellung eroberten und mit Preisen überhäuft wurden.



*Das Leben ohne Spuren, reduziert auf den Kern und vor allem auf Zeitlosigkeit. Falten störten den makellosen Eindruck, waren Ausdruck des Verfalls.*

Farros Lachen entblößte zwei Reihen makelloser Zähne. Sie sahen nicht aus, als wären sie nachgezüchtet worden – sie wirkten künstlich exakt. Vielleicht aus eigenem Zellmaterial gewachsen, aber genetisch in Nährflüssigkeit optimiert. Kein ganz billiger Spaß.

»Ich denke, dass du vernünftig genug bist, den Fehler zu korrigieren«, sagte er.

»Vernünftig«, wiederholte Palfrey.

»Ja, natürlich. Gibt es an dieser Eigenschaft etwas auszusetzen?«

»Absolut nicht.«

»Gut, dass du einsichtig bist«, stellte Farro fest.

Muura Palfrey schüttelte den Kopf.

»Nimm mit, was du brauchst. Ein Gleiter der CAZADORA wird dich in wenigen Minuten abholen.«

»Anscheinend hast du mich nicht richtig verstanden.«

»Das habe ich. Sehr gut sogar. Du bist einem der Bergungsteams zugeteilt. Unsere Aufgabe ist es, die Trümmer des abgestürzten Ovoidraumers aus dem Meer zu holen und zu untersuchen. Das kleinste Element ...«

»Dafür bin ich die denkbar schlechteste Hilfe ...«

»In der Hinsicht sind wir uns sogar einig.« Zu sehen, wie Farros Gesichtszüge entgleiten, war für Palfrey ein wenig Genugtuung. »Wenn ich das Sagen hätte, würde ich deinem Wunsch sofort nachkommen. Leider habe ich die Entscheidung nicht zu treffen.«

»Wer dann?«

»Was weiß ich? In letzter Konsequenz wahrscheinlich Reginald Bull.«

»Wenn ich mich weigere?«

»Wir haben eine Notstandssituation, und du gehörst zum wissenschaftlichen Team. Damit ist die Sachlage klar, die Anforderung ist für dich bindend.«

Der Mann war ein Schönling. Dass er als Kapazität gehandelt wurde, wollte der Hyperphysikerin nicht einleuchten. Womöglich lag wirklich ein Versehen vor. Er passte nicht ins Team, das war ihr sofort klar geworden.

*Du glaubst gar nicht, wie gern ich deinem Wunsch nachkommen würde.*

Laut sagte sie: »Ausgangsbasis ist vorerst die CAZADORA, ein Schlachtkreuzer der MARS-Klasse. Wir waren an der Verteidigung gegen die Sternengaleonen beteiligt und koordinieren nun die Wracksuche über der Campechebank und im Golf. Das Schiff steht auf dem Raumhafen von Mexico City. Ich lasse dich mit einem Gleiter abholen. Das ist alles.«

Farro schnappte nach Luft. Gleichzeitig erlosch die Wiedergabe. Er hatte die Verbindung wortlos abgebrochen.

Muura Palfrey wusste nun, was der Sekretär mit seiner Bemerkung gemeint hatte. In diesen zwei Minuten hatte sie Farro hinreichend kennen gelernt. Ihr Fazit: Sie mochte ihn nicht. Er schien einer der Menschen zu sein, die stets ein Haar in der Suppe fanden, sogar wenn gar keine Suppe auf ihrer Rechnung stand. Ein Egomane obendrein.

Er sympathisierte mit der New-Wave-Bewegung, das verriet schon sein gelecktes Äußeres. Dieser Unsinn war aus dem Stardust-System in die Milchstraße herübergeschwappt. Faltenfrei leben, als habe man einen der beiden vakanten Aktivatorchips gefunden. Die ewige Jugend, mehr Schein als Sein.

Wer sich daran beteiligte, war ohnehin mit Vorsicht zu genießen. Zweihundert Jahre betrug die durchschnittliche Lebenserwartung. Wer tatsächlich glaubte, ein Zellaktivator würde für makellostes Aussehen sorgen, sollte sich die potenziell Unsterblichen näher anschauen. Ihre Lebenserfahrung hinterließ deutliche Spuren, und genau die machten sie attraktiv.

Reginald Bull wäre der Mann gewesen, der Muura gefallen konnte. Seine Narben auf der Wange und der Stirn, sein markantes kantiges Gesicht, das Wissen in seinem Blick. Sie hatte sich darüber gefreut, dass Bull das Amt des Terranischen Residenten übernommen hatte. Endlich wurden seine Verdienste entsprechend gewürdigt.

Die Hyperphysikerin war auf dem Ringkorridor stehen geblieben, keine vierzig Meter vor dem Ausrüstungshangar. Anstatt nun weiterzugehen, schaltete sie eine Bildverbindung nach Terrania.

»Spar dir die Aufzählung!«, sagte sie schroff, als Muller sich meldete. »Ich habe eine einzige Frage: Was haben sich die Verantwortlichen im Verteidigungsministerium eigentlich dabei gedacht, als sie Farro ins Team beriefen?«

»Du hast ihn kennen gelernt.«

»Von mir wird optimale Arbeit erwartet. Also sollten die Voraussetzungen entsprechend sein.«

»Das sind sie«, behauptete der Sekretär. »NATHAN hat das Team zusammengestellt; er ist der Meinung, dass ihr euch zusammenraufen werdet.«

»Hoffentlich erwartet das Mondgehirn nicht, dass ich mich dafür auch noch bedanke.«

Sie mochte diesen Schönling Farro vom ersten Moment an nicht. Da der Mann selbst seine Teilnahme ablehnte, bekam das Ganze aber schon fast einen diabolischen Zug.

\*

»Wir haben die Position fast erreicht. Ich bin gespannt, was ich vorfinden werde. Ob die Kollegen von der Polizei es sich inzwischen anders überlegt haben? Von Mérida aus ist es nicht weit. Ein einziger Gleiter könnte das Problem klären. Aber wenn sie glauben, dass sie nicht genügend Leute zur Verfügung haben, sind sie stur. Nichts hat sich in den Jahren geändert, in

denen ich nicht mehr mitmische.«

Don Monwiil lachte schallend.

»Früher war alles besser. Jede Wette, genau die Behauptung ist in diesen Wochen am populärsten. Früher ...«

Er seufzte und griff sich mit der linken Hand an den Hals. Mit Daumen und Zeigefinger tastete er nach den Schlagadern und massierte den Bereich unterhalb des Unterkiefergelenks. »Früher war immer alles besser. Das werden die Menschen in fünfhundert Jahren ebenfalls sagen, wenn sie an die Anomalie zurückdenken.«

Das Ortungsbild in der Frontscheibe zeigte mehrere Gebäude. Eine Hazienda. Kaum Energieemissionen, kein Licht im Umkreis. Die Anlage wirkte verlassen. Nur Mindestfunktionen der Gebäudetechnik schienen in Betrieb zu sein.

Die automatische Erkennung blendete mehrere Hinweise ein. Bei den Gebäuden handelte es sich um Wohnung und Lager eines großen Antiquitätenhändlers. Monwiil grinste anzüglich. Die Erkennungsfunktion mit ihren vielfältigen Details war nichts für den normalen Terraner. Früher hatte er damit gearbeitet. Nun hatte er es als Gimmick, angenehm, wenngleich nicht unbedingt notwendig.

Er überflog die angezeigte Information.

Die Hazienda lag auf halbem Weg zwischen Mérida und der Küstenstadt Progreso. Eigentümer: Basil und Nishaly Abb. Renommierter Antiquitätenhandel mit Geschäftsverbindungen in die ganze Milchstraße: *Abbs Alt- und Ehrwürdiges*. Sogar Blues und Topsider waren als Kunden verzeichnet, in letzter Zeit vermehrt Akonen. Basil Abb hatte offensichtlich den richtigen Riecher und sich einige lukrative Quellen gesichert.

Zwei Söhne. Occam, der Ältere, war mit siebzehn von zu Hause fortgezogen. Trotzdem täglicher Kontakt mit seinen Eltern. Bis zu dem verhängnisvollen Tag, an dem das Solssystem versetzt worden war: Basil und Nishaly waren zuvor ins Wega-System gereist.

Mittlerweile galt auch Occam als vermisst. Don Monwiil las die Vermutung, der ältere Sohn sei mit den Auguren gegangen. Geronimo Abb hatte diesen Verdacht geäußert, als er das Verschwinden seines Bruders den Behörden meldete.

»Wir sollten diesen Burschen das Fell über die Ohren ziehen«, murkte er. »Die weiche Tour hilft wenig.«

Lediglich Geronimo Abb war noch da.  
*Geronimo.*

»Der Anrufer bei der Polizei hat seinen Namen nicht genannt«, reflektierte Monwiil. »Aber er hat eine Begleiterin, die vermutlich aus der Cheborparner-Kolonie in Terrania kommt. Sie nannte ihn Geronimo. Trotzdem wissen diese Stümper nichts damit anzufangen.«

Sein Lachen wurde zum schmerzvollen Aufschrei. Schwer atmend bog er den Kopf zurück.

»Dir bleibt nicht mehr viel Zeit«, sagte eine wohlklingende Frauenstimme hinter ihm.

»Sei still! Ich rede die ganze Zeit mit dir, doch du schweigst. Jetzt will ich nichts von dir hören.«

Der Gleiter schwebte dicht über den Regenwald. Der Ortungsschutz war aktiviert. Wenn Monwiil keinen Fehler beging, würde niemand seine Anwesenheit bemerken.

Aber der Schmerz in seinen Adern würde rasch unerträglich werden. Wie tausend glühende Klingen, die ihn von innen heraus aufschnitten.

»Sag mir, woher ich diesen Mist habe, und ich kapere eine Zeitmaschine. Früher war keineswegs alles besser.«

Das AMoLab antwortete nicht.

Monwiil konzentrierte sich auf die Ortung, um sich abzulenken.

Die Automatik flog bereits ein weitmaschiges Suchnetz. Üppiger Regenwald, so weit der Blick reichte. Sehr viel Turbobambus und Dschungelpflanzen, die von fremden Welten eingeschleppt

worden waren. Wahrscheinlich nur als Samen oder winzige Schösslinge, doch auf Yucatán und in einigen anderen tropischen Gebieten verdrängten sie teilweise die heimische Flora. Es schien unmöglich zu sein, die Plage in den Griff zu bekommen.

»Wenn alle so unfähig sind wie in Mérida, wundert mich das nicht.«

Don Monwiil hustete halb erstickt. Er kannte dieses schreckliche Gefühl zur Genüge. Noch blieb ihm ein wenig Zeit. Wenn er die Arme fest an den Oberkörper zog, wurde der Schmerz vorübergehend erträglicher.

»Die Veränderung schreitet schnell voran«, mahnte die Frauenstimme. »Du solltest endlich die Behandlung zulassen.«

»Sobald ich gefunden habe, wonach ich suche«, entgegnete Monwiil harsch. »Ich habe bisher überlebt, ich werde es auch diesmal schaffen.«

Vielleicht zehn bis fünfzehn Minuten, mehr blieben ihm keinesfalls.

Die Geländetaster zeigten üppiges Dickicht. Ein verdammter Dschungel. Monwiil vermutete, dass ein solcher Regenwald sein Leben zerstört hatte. Eine Handvoll Welten in der Eastside kamen dafür in Betracht. Die ersten Symptome hatte er jedenfalls an sich bemerkt, nachdem er von dort zurückgekommen war.

Mehr als fünf Jahre lag das schon zurück. Aber achtundsiebzig war kein Alter, in dem man sich einfrieren ließ. Und einfach sterben, mit dem Gedanken daran, dass womöglich in hundert oder zweihundert Jahren ein Gegenmittel existieren würde ...

Seine Finger wurden taub. Ein Gefühl, als riesele Sand durch die Adern. Keuchend atmte Don Monwiil ein.

»Dein Blutdruck steigt merklich an«, warnte das AMoLab. »Du läufst Gefahr, dass die Kristalle jetzt schon deine Adern aufreißen.«

Er hörte nicht hin, was sein ständiger Begleiter sagte. Das Autarke Mobile Labor kannte nur diese steten Warnungen. Er

hasste es dafür – aber er brauchte es. Ohne die Unterstützung der für ihn konstruierten Maschine wäre er längst tot gewesen.

Die Veränderung im steten Grün hätte er beinahe übersehen. Er war sich nicht einmal sicher, ob der vage Eindruck einer kleinen Lichtung vielleicht nur von einem umgestürzten Baum hervorgerufen wurde. Die Ortung zeigte nichts Verdächtiges, weder Metalle noch energetische Emissionen.

Was besagte das schon? Sein kleiner Gleiter lag ebenfalls unter gutem Ortungsschutz. Andernfalls hätten sich wohl schon einige Patrouillengleiter um ihn gekümmert. In der momentanen Situation auf Terra arbeitete zumindest der TLD auf kurzem Dienstweg. Er kannte das. Vor seiner Erkrankung hatte er lange genug für den Terranischen Liga-Dienst die Kastanien aus dem Feuer geholt.

Dieser Tage vermisste er das vorausschauende Denken der Verantwortlichen. Natürlich kümmerten sie sich um die Wracks der abgestürzten Sternengaleonen. Aber sie zogen nicht schnell genug die richtigen Schlüsse.

Drei Schiffe, zwei an den Absturzstellen aufgefundene tote Galionsfiguren. Die dritte war bislang nicht entdeckt worden. Das sei nur eine Frage der Zeit, hieß es. Die Verantwortlichen für den Bereich Yucatán gingen davon aus, dass einzelne Bruchstücke weiter draußen im Golf lagen.

»Sie tragen Scheuklappen«, murmelte Don Monwiil im Selbstgespräch. »Das Dumme daran ist, ich kann sogar verstehen, dass sie ineffektiv arbeiten. Wir kämpfen an zu vielen Fronten gleichzeitig.«

Außerdem, das gestand er sich ein, wäre er ohne seinen Auftrag nicht klüger gewesen als die Suchmannschaften vor der Küste.

Er hatte den Gleiter in einer weiten Kurve herumgezogen und schwebte über die Lichtung hinweg.

Sein zufriedenes Lachen wurde jäh zum gequälten Aufschrei. Ein heftiger Schmerz

zwang ihn, sich zusammenzukrümmen.

»Rubinblut in schnell anwachsender Konzentration!«, meldete das AMoLab. »In fünf Minuten bist du tot.«

Er hatte zu lange gezögert, das wurde ihm in diesem Moment klar. Der Sauerstoffaustausch in seiner Lunge war bereits beeinträchtigt. Hastig atmete er ein und hatte trotzdem das Gefühl zu ersticken.

Grelle Schlieren tanzten vor seinen Augen. Sie fraßen Löcher in seine Wahrnehmung.

Die Lichtung war nicht natürlich entstanden. Ein großes Objekt musste dort eingeschlagen sein. Nicht gerade mit besonderer Wucht, trotzdem hatte es Bambushorste und Bäume entwurzelt und zersplittert.

Der Gleiter sank tiefer. Don Monwiil setzte ihn nahezu im Zentrum der freien Fläche auf.

Er hatte erwartet, die fehlende Galionsfigur zu finden. Dass dem nicht so war, ärgerte ihn. Vielleicht war sie hier sogar niedergegangen, aber wo?

Gellend schrie er auf, als eine siedend heiße Woge seinen Körper überflutete. Das vom AMoLab injizierte Betäubungsmittel wirkte diesmal erst nach einigen Sekunden. Er hatte noch die Kraft, sich aus dem Pilotensessel hochzustemmen, dann brach er zusammen.

\*

Don Monwiil erwachte unter heftigen Schmerzen. Ihm war sofort bewusst, dass er diesmal zu lange gezögert hatte.

Er lag unverändert da, wo er gestürzt war, zwischen dem Pilotensessel und dem Ausstieg. Das AMoLab verfügte zwar über speziellere Möglichkeiten als jeder normale Medoroboter, ihm fehlte indes die Möglichkeit, einen Patienten zu transportieren.

»Wenn du auf Dauer überleben willst, lass es nie wieder so weit kommen.« Die Stimme klang vorwurfsvoll. Der

tornisterförmigen Kompakteinheit, die Monwiil permanent auf dem Rücken trug, stand ein breites Gefühlsspektrum zur Verfügung.

»Es war knapp, nicht wahr?«

»Sehr knapp«, bestätigte das AMoLab.

Don Monwiil zog die Beine an den Leib. Für kurze Zeit verharrte er so, dann richtete er sich langsam auf. Nur für Sekunden spielte sein Gleichgewichtssinn verrückt.

Sein Blut kristallisierte in mehr oder weniger unregelmäßigen Zeitabständen.

*Rubinblut*, nannten die Mediziner die Veränderung, deren Ursache selbst nach Jahren unklar war. Es gab keine Heilung, wobei mittlerweile als nachgewiesen galt, dass es sich keinesfalls um eine Infektion handelte.

Es begann irgendwo in seinem Körper. Rote Blutkörperchen veränderten sich spontan zu einer scharfkantigen kristallinen Struktur. Dieser Vorgang war wie eine Initialzündung, wobei die nächste Veränderung an völlig anderer Stelle raumfordernd auftreten konnte.

In einer langwierigen Studie war versucht worden, die entstehenden »Rubinkristalle« mithilfe von Nano-Robotern aufzulösen. Der schnell um sich greifende Effekt war dadurch aber in keinem Fall zum Erliegen gebracht worden.

Das kristallisierte Blut musste gewaschen und ausgetauscht werden. Ein unangenehmer Prozess, den jeweils eine Katalyseinjektion einleitete, die auf die Kristallstruktur der veränderten Blutkörperchen einwirkte.

Manchmal musste es schnell gehen. Deshalb trug Don Monwiil sein Autarkes Mobiles Labor permanent als Tornisteraggregat auf dem Rücken. Obwohl das Gerät mit seinem Blutkreislauf verbunden war, hatte sich eine fortwährende Blutwäsche als ungeeignet erwiesen.

»Danke!«, sagte Monwiil.

Das AMoLab reagierte nicht darauf.

Mehr als zwanzig Minuten waren

vergangen, seit der Gleiter sanft aufgesetzt hatte. Monwiil zögerte nicht länger. Nur mit einer Nachtsichtbrille und einem starken Handscheinwerfer ausgerüstet, stieg er aus.

Der Boden ringsum war aufgewühlt, der Regen hatte ihn zum Teil in zähen Schlamm verwandelt. Monwiil fand Sohlenabdrücke, die von leichten Stiefeln stammten. Außerdem gab es eine undefinierbare Fährte: kleine, wie eingestanzte wirkende Abdrücke eines zweifellos dreibeinigen Geschöpfes.

Monwiil machte davon mehrere Aufnahmen. Auch von den metallenen Fragmenten, die er fand. Das zerknitterte Material war allem Anschein nach im Begriff, sich zu regenerieren. Begleitet von lautem Knistern, dehnte und streckte es sich in unregelmäßigen Abständen.

Don Monwiil brauchte keine zehn Minuten, um sich ein einigermaßen zutreffendes Bild zu machen.

Er war sicher, dass er den Ort gefunden hatte, an dem die dritte Galionsfigur nach der Explosion ihres Schiffes niedergegangen war. Einige gebogene halbtransparente Platten schienen zu einer größeren geschlossenen Struktur gehört zu haben, die grob eiförmig bis kugelförmig gewesen sein mochte. Die Größe des Ganzen? Aus mehreren vermessenen Platten errechnete die Kleinpositronik des Gleiters ein eher eiförmiges Gebilde von ungefähr sechzig Metern Höhe. An der dicksten Stelle mochte es einen Durchmesser um die fünfzig Meter haben. Dieses Objekt mutete in der Tat wie eine Schutzhülle an, die eine Galionsfigur umschloss.

Überhaupt ergaben die Spuren auf der Lichtung ein durchaus homogenes Bild. Die Galionsfigur des Ovoidraums war hier im Regenwald abgestürzt. Ihr Aggregatblock, aus dem sie ohne Unterleib herauswuchs, mochte den Sturz weitgehend gemildert haben, war aber beschädigt worden.

Zwei Personen – Don Monwiil zweifelte nicht daran, dass es sich um Geronimo Abb und die Cheborparnerin handelte – hatten die Galionsfigur entdeckt und abtransportiert. Über das Warum spekulierte Monwiil nicht. Die Kontaktaufnahme der beiden mit der Polizeistation von Mérida bewies, dass sie der riesenhaften Gestalt helfen wollten.

An zerborstenen Bambusstangen klebten rostbraune Flecken, der aufgewühlte Waldboden sah stellenweise aus, als wäre Farbe in großer Menge verschüttet worden. Blut, was sonst. Monwiil ließ das AMoLab eine Probe analysieren. Es handelte sich um organische Spuren nichtirdischen Ursprungs.

Abb und seine Begleiterin verfügten offenbar über eine leistungsfähige große Antigravplattform. Jedenfalls führte eine mehr als zwanzig Meter breite Schneise tiefer in den Wald.

Monwiil verzichtete darauf, seinen Auftraggeber schon in diesem Augenblick zu informieren. Er folgte der Spur mit seinem Gleiter, überzeugt davon, dass er schnell aufschließen konnte.

\*

Die ersten Kilometer nach der Absturzstelle zogen sich beinahe endlos, dann stießen Geronimo Abb und Dayszaraszay Schazcepourusz auf eine seltsam veränderte Vegetation.

Die hohen Bäume mit ihren weitausladenden, ineinander verfilzten Kronen wurden weniger. Mannshohes Buschwerk und seltsame dünne Gewächse, die eher fleischig wirkten als verholzt, bestimmten das Bild. Erst in der Höhe entwickelten diese dünnen Stämme eine Art Blätterdach. Schleimige Nässe tropfte von dort herab. Wo sich die Flüssigkeit zu schillernden Pfützen sammelte, wucherten leuchtende Pilzkulturen. Manche davon mehr als meterhoch. Die bleichen Skelette kleinerer Tiere lagen weit verstreut.

»Was sind das für Pflanzen?«, fragte DayScha.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Geronimo. »Wahrscheinlich eingeschleppt. Das Problem wurde in den letzten Jahren öfter von den Medien hochgespielt.«

Die Cheborparnerin fröstelte. »Man sollte sie großflächig verbrennen, bevor sie das Ökosystem nachhaltig beeinträchtigen.«

»Das wurde hin und wieder gemacht. Ich glaube nur, dass vorerst niemand den Nerv hat, sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen.«

Sie kamen nun schneller voran.

Für kurze Zeit hatte Geronimo Abb mit dem Gedanken gespielt, den Weg zur Hazienda einzuschlagen. Aber nicht einmal in den Lagergebäuden wäre für Nachtaugs Beisohn ausreichend Platz gewesen. Von der drohenden Einsturzgefahr ganz zu schweigen und auch davon, dass die Hazienda keineswegs abgeschieden lag.

Immer wieder schaute die Cheborparnerin zurück.

»Die Spur ist selbst hier unübersehbar«, stellte sie fest. »Für jeden, der darauf stößt, wird es leicht sein, uns zu folgen. Wir sollten uns etwas Besseres einfallen lassen.«

»Über die Baumkronen kommen wir nicht hinaus. Das wäre die ideale Lösung während der Nacht.«

DayScha deutete auf das wuchtige, sichtbar beschädigte Aggregat, das den Unterleib des Riesen ersetzte.

Einige der aufgerissenen, zum Teil großflächig abgeplatzten Teile hatten sich während der letzten halben Stunde merklich verändert. Die Lücken schlossen sich. Wo ein irrlichterndes Leuchten über die Bruchkanten huschte, blähte sich das Material wenig später knisternd auf. Es war dasselbe metallische Knistern, das schon auf der Lichtung hörbar geworden war.

»Mag sein, dass alles einfacher wird, sobald das Aggregat vollständig regeneriert ist«, vermutete die Cheborparnerin.

»Ich befürchte das Gegenteil. Sieh ihn dir an, seine Bewegungen werden hektischer.« Mit einem Kopfnicken deutete Geronimo auf den Riesen.

Mit einiger Mühe hatten sie es geschafft, den Koloss mithilfe des Traktorstrahlers senkrecht auf die Plattform des Lastengleiters zu hieven. Die aufgefaltete Flexofläche reichte nicht einmal aus, um den gesamten Aggregatblock aufzunehmen: Er stand im rückwärtigen Bereich weit über.

Gut fünfzehn Meter ragte das Lebenserhaltungssystem des Riesen auf, dann erst wuchs sein Oberkörper aus dem Stahl empor. Der mächtige Schädel und die Schultern durchbrachen immer wieder die Baumkronen. Mit seinen massigen Armen räumte Nachtaugs Beisohn kompakte Hindernisse aus dem Weg.

Ein Stöhnen klang aus der Höhe herab.

»Es geht ihm nicht gut«, mutmaßte Dayszarsazay. »Wir sollten eine Pause einlegen, schließlich ist er verwundet und hat nicht gerade wenig Blut verloren.«

Der Junge seufzte. »Ich weiß nicht, ob es klug wäre, jetzt anzuhalten. Die Selbstreparatur der Maschine schreitet immer schneller voran.«

»Du glaubst nach wie vor, dieses Aggregat verhindere, dass die Plattform hoch genug aufsteigt?«

Geronimo Abb nickte bedächtiger, als es einem Jungen seines Alters eigentlich zukam. »Ich frage mich nur, ob dieser Einfluss auf die Schäden zurückgeht oder ob die Reparaturmechanismen das bewirken. Möglich, dass die Maschine ungezielt behindert.«

»Sie sollte eigentlich erkennen können, dass uns daran liegt, Nachtaugs Beisohn zu helfen.«

Hoch über ihnen erklang ein lauter werdendes Rumoren. Die vier Arme des Riesen peitschten durch das Blätterdach. Ein Regen aus Ästen, Laub und Blüten ging ringsum nieder. Um nicht von größeren Bruchstücken getroffen zu

werden, drängten sich Geronimo und DayScha eng an den Aggregatblock.

Nachtaugs Beisohn drosch wild um sich.

»Hör auf damit!«, rief Geronimo. »Du bringst uns in Gefahr!« Ohne das gerichtete Akustikfeld des MultiKoms hätte er sich kaum Gehör verschaffen können. Trotzdem schlug der Riese noch eine Weile um sich, bevor seine Bewegungen endlich langsamer wurden.

Ruckartig beugte der Koloss sich nach vorn. Trotz seiner geschlossenen Augen bewegte er den Kopf wie suchend hin und her.

»Gefahr!«, dröhnte seine Stimme. »Es gibt kein Entkommen vor dem Jäger, nur den Tod. Alle müssen sterben: Nachtaugs Beisohn ... die Kleinen ...«

»Wohin sollen wir fliehen?«

Die Arme des Riesen peitschten zur Seite. Kleinere Bäume wurden von der Wucht der Schläge geradezu geköpft. Den seltsam fleischigen Gewächsen konnte er nichts anhaben. Ihre Stämme bogen sich unter den Hieben, ohne auch nur einzureißen. Ein eigenartiges Heulen hing plötzlich in der Luft.

Geronimo ließ den Lichtstrahl eines Photonencrackers in die Höhe wandern. Das Laub der Pflanzen hatte sich dunkel verfärbt, in dünnen Rinnsalen tropfte ihr Schleim herab. Offenbar war die Zusammensetzung der zähen Masse verändert: Wo sie auf den Waldboden traf, brodelte der Humus. Mit atemberaubender Schnelligkeit brachen bleiche Knollen aus dem Untergrund hervor. Sie explodierten mit peitschendem Knall und schleuderten faustgroße Samenkörner davon.

Eines dieser Gebilde landete vor Geronimos Füßen. Im Nu entfaltete es sich und versuchte, fingerdicke Widerhaken in die Flexofläche zu schlagen.

»Pass auf!«, schrie DayScha. »Da ist noch eine!«

Er hatte die zweite Kapsel nicht gesehen, die nach seinem Stiefel tastete. Sein heftiger Tritt beförderte sie meterweit

davon. Wo sie aufschlug, rissen die Widerhaken den Boden auf. Ein kleiner Nager, der aus seinem Bau zwischen knorrigen Baumwurzeln hervorsprang, wurde aufgespießt und innerhalb weniger Sekunden fast skelettiert.

»Siehst du es jetzt?«, rief DayScha. »Fleischfressende Pflanzen, die sich unbemerkt ausbreiten. Sie müssen niedergebrannt werden.«

Ein neuer fleischig grüner Stamm schraubte sich neben dem Skelett des Nagetieres in die Höhe. Sein Wachstum kam erst bei gut einem Meter Höhe zum Stillstand, da war er schon so dick wie ein menschlicher Arm.

»Das ist unheimlich.« Geronimo schüttelte sich und spuckte aus.

Fahrig wischte Nachtaugs Beisohn mit den Armen über seinen Leib, an dem Schleim aus den Baumkronen klebte. Das Zeug schien ihm jedoch nichts anzuhaben.

»Ist das die Bedrohung?«, rief Geronimo.

Der Riese hielt inne. »Die Gefahr ist der Jäger«, sagte er dröhnend. »Kann ihn nicht besiegen – unmöglich. Er wird erst die Kleinen töten, dann Nachtaugs Beisohn.«

»Von wem spricht er?«, fragte DayScha.

»Auguren«, vermutete Geronimo. »Es würde mich nicht wundern, wenn sie mehr wollen. Sie haben meinen Bruder – aber mich werden sie nicht bekommen. Niemals!«

Irritiert blickte er die Cheborparnerin an, die nach ihrem rechten Horn griff und den MultiKom-Ring aktivierte.

»Was hast du vor, DayScha?«

»Ich versuche es noch einmal bei der Polizei.«

»Verstehst du nicht? Kein Mensch hat es bisher geschafft, den Auguren zu widerstehen, und daran wird sich nichts ändern. Mach dich ruhig lächerlich.«

Das Knistern aus dem Aggregatblock wurde mit einem Mal unerträglich laut. Geronimo Abb presste sich beide Hände auf die Ohren.

Einer der Risse, die den Maschinenblock

tief spalteten, glühte von innen heraus. Geronimo hätte nur zwei Schritte zur Seite gehen müssen und den Arm ausstrecken, um den Riss zu berühren.

Das Material blähte sich Blasen werfend auf. Im Nu entstanden Querverbindungen, die zu einem feinen Geflecht wurden.

Ein angestregtes Keuchen erklang aus der Höhe. Nachtaugs Beisohn hatte sich weit nach vorn gebeugt und versuchte, nach dem Aggregatblock zu greifen. Er schaffte es nicht, als hinderte ihn eine unsichtbare Kraft daran.

»Lauft!«, stöhnte er. »Flieht, Kleine! Schnell ...«

»Der Maschinenblock!«, rief DayScha. Ihr Blick ging an Geronimo vorbei. Sie starrte auf den sich schließenden Riss, als gäbe es dort absonderlich Ungewohntes zu sehen.

Vielleicht war es so.

Geronimo Abb fuhr wieder herum. Inmitten des aufquellenden Materials steckten zwei Rohre. Sie fielen ihm sofort auf. Nicht nur, weil jedes ein Stück weit über die Seitenwand hinausragte, sondern weil eines der höchstens vier oder fünf Zentimeter durchmessenden Rohre auf ihn gerichtet war.

Wie die Mündung einer Waffe.

»Deckung, DayScha!«, brüllte er.

Ein schwacher Lichteffect flammte in beiden Rohren auf. Geronimo warf sich zur Seite. Er registrierte noch, dass etwas dicht über ihn hinwegzischte und ihn wohl nur um eine Handbreit verfehlte. Der schmale Streifen Flexofläche, auf dem er stand, bot ihm keinen Halt. Er riss die Arme hoch, um sich einigermaßen abzufangen, doch er schaffte es nicht, sich abzurollen.

Siedend heiß durchfuhr es ihn, als er gegen zwei der meterhohen fleischigen Pflanzen stieß. Sie taten ihm nichts, trotzdem wälzte er sich sofort von ihnen weg.

Er hörte DayScha schreien und sah sie mit den Armen wedeln. Offenbar war sie getroffen worden.



Und er sah, dass ein Gleiter keine fünfzig Meter entfernt aufgesetzt hatte. Der Einstieg öffnete sich.

*Das ist der Jäger!*, ging es Geronimo Abb durch den Sinn.

Ein Mann sprang heraus. Er wirkte kräftig, sein schulterlanges helles Haar wurde vor dem Hintergrund des aus dem Gleiter fallenden Lichts zur fahlen Aura. Er trug einen unförmig großen Tornister auf dem Rücken. Die Last schien ihn geradezu zu erdrücken.

Dennoch reagierte der Mann gedankenschnell. Geronimo hatte das Gefühl, dass der Fremde ihn ansah und nahezu gleichzeitig auch DayScha.

Eine schwere Waffe hing an seiner Hüfte. Er riss sie hoch und feuerte aus der Bewegung.

Nachtaugs Beisohn brüllte ohrenbetäubend laut.

Geronimo Abb brüllte ebenfalls, weil er sah, dass DayScha auf die Knie sank. In diesem Moment erschien ihm die Cheborpartnerin hilflos und sehr verletztlich.

#### 4.

Das funkelnde Lichtermeer spannte sich von Horizont zu Horizont. Sanft geschwungen zeichnete sich die Küstenlinie ab, von Tampico über Tuxpan nach Veracruz. Erst weiter im Osten, der Halbinsel Yucatán entgegen, verblasste die Helligkeit und wurde zum trüben Schimmer.

Der Großraum von Mexico City und die Achse nach Veracruz erweckten den Eindruck eines tiefen Grabenbruchs, in dem brodelnde Lava aufstieg. Bentelly Farro entsann sich nicht, dass er jemals diese intensive Helligkeit während eines Nachtflugs wahrgenommen hätte. Vorübergehend drängte er seinen Ärger zurück und blickte aus dem volltransparenten Cockpit.

Der Himmel war abgrundtief schwarz, ein extremer Kontrast. Es gab keine Sterne.

Farro machte sich zumindest nicht die Mühe, nach der Handvoll winziger Lichtpunkte zu suchen, zumal er schon den fahlen Schimmer des Mondes vermisste.

*3.22 Uhr Tiempo del Centro Zona Mexico.* Nicht gerade die Zeit, zu der alle in der Region schon auf den Beinen waren. Erst recht nicht, da die wirtschaftlichen Strukturen weitgehend am Boden lagen. Ein paar Frachtraumschiffe verkehrten noch zwischen den Planeten, doch das Gros des Handelsvolumens war mit der Versetzung des Solssystems schlagartig weggebrochen.

Der schlanke Stratosphärengleiter fiel dem Raumhafen von Mexico City entgegen.

Farro leckte sich über die Lippen. Er kreiste die Schultern, danach legte er die Oberarme an den Körper und pumpte mit den Unterarmen, als bewege er schwere Gewichte. Das war auf jeden Fall besser, als die Flugzeit in absoluter Ruhe zu verbringen.

Dieses Meer aus Licht – es erschien ihm wie ein untrügliches Symbol dafür, dass Terra dem Schicksal trotzte. Die Sonne war erloschen, nun machten die Menschen auf Terra die Nacht zum Tag. Sie gaben sich nicht geschlagen. Niemals.

Farro entschied, sich daran zu beteiligen. Das war für ihn selbstverständlich. Zeichen zu setzen zeigte die Gemeinschaft, die im Alltag ohnehin unterging.

Mindestens ein Dutzend große Raumschiffe erschienen voraus. Der Gleiter wurde langsamer, reihte sich in den Anflugkorridor ein. Nicht allzu viel Betrieb herrschte. Keine Passagierschiffe, kaum Frachter, nur die schwer bewaffneten Einheiten der Heimatflotte.

Der Gleiter übersprang zwei Superschlachtschiffe, jedes mit eineinhalb Kilometern Durchmesser ein gigantisches stählernes Gebirge. Geradezu klein mutete im Vergleich die CAZADORA mit nur fünfhundert Metern an.

Farro räusperte sich. »Ich frage mich, was das soll«, sagte er.

Er schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich schlecht behandelt. Vor allem die Art und Weise ...«

Das waren nicht gerade die Worte, mit denen er Eindruck hinterlassen konnte.

Der Gleiter näherte sich dem Ringwulst des Schlachtkreuzers und wurde langsamer. Ein Hangarschott stand offen. Lauflichter zeigten den Landeplatz.

Erschütterungsfrei setzte der Gleiter auf, die Transparenz erlosch.

»Der Ausstieg wird geöffnet«, meldete die Positronik. »Du wirst abgeholt und sofort zur Teambesprechung geleitet.«

Farro massierte sich mit beiden Händen den Nacken. »Eine Unverschämtheit, wie ich behandelt werde«, sagte er hart. Ja, das war die richtige Wortwahl. Seine Stimme musste nur ein wenig markanter klingen. Muura Palfrey konnte vielleicht nichts dafür, trotzdem sollte sie spüren, dass er nicht alles mit sich machen ließ.

Nicht die Einsatzleiterin nahm ihn in Empfang, sondern ein TARA-Kampfroboter.

»Ich soll dich führen, Bentelly Farro.«

Jedes Wort wäre vergeudete Mühe gewesen. Der Lithosphärentechner war sicher, dass Palfrey den Roboter absichtlich vorgeschoben hatte. Das ersparte ihr unangenehme Fragen.

Der Roboter brachte ihn in einen Konferenzraum auf dem Kommandodeck. Mehr Frauen und Männer waren hier versammelt, als Farro erwartet hatte. Fünfundzwanzig oder dreißig Personen, schätzte er. Die meisten wandten sich ihm zu, als er eintrat. Ihre Blicke sezierten ihn geradezu.

Farro ignorierte die gierige Meute.

Palfrey kam auf ihn zu, blieb aber gut drei Meter entfernt stehen.

»Wir sind vollzählig«, stellte sie wie beiläufig fest. »Unser letzter Kollege, Bentelly Farro. Wer den Namen nie gehört hat: Bentelly ist Lithosphärentechner –

der beste, den wir auf Terra haben.«

Jemand im Hintergrund klatschte kurz. Eine Frau, erkannte Farro. Keine Terranerin, sondern der blauen Hautfarbe nach zu schließen eine Ferronin.

»Wir legen los.« Die Hyperphysikerin machte eine auffordernde Handbewegung. »Zeit ist das Kostbarste, was wir haben.«

Farro taxierte sie missmutig. Er hatte den richtigen Moment verpasst, das war ihm klar. Nicht, weil er geögert hätte, sondern weil sie den Ablauf lenkte. Wie er sie schon eingeschätzt hatte: Muura Palfrey war die typische Terranerin.

»Ich denke, eine kurze Zusammenfassung wird Bentelly auf unseren Wissensstand bringen. Darkoah als Exo-Technodiagnostikerin ...«

*Ich steige aus! Der Tonfall ist unerträglich, als ob Muura jede Weisheit gefressen hätte.*

Von der ersten Sekunde an hätte er die Hyperphysikerin ignorieren sollen. Schon die Vorstellung, dass sie ihm Befehle erteilen würde, die er nicht gutheißen konnte, ärgerte ihn.

»Noch ist es Zeit ...«, begann er.

»Zeit wofür, Bentelly?« Die Frage kam nicht von Palfrey, sondern von der blauhäutigen Ferronin. »Ich bin Darkoah Isik.«

»Das freut mich«, hörte er sich sagen. »Ich weiß bislang nicht einmal, was zur Debatte steht.«

»Die Sicherheit des Planeten!«, sagte Muura Palfrey.

Farro bedachte sie mit einem abschätzenden Blick. Er fand nichts an ihr, was ihm gefallen hätte. Luftiges Gefieder statt ihrer künstlichen Lockenpracht wäre angebracht gewesen; Schuppen, die ihr wenigstens den Hauch des Fremdartigen verliehen hätten, zumindest die blaue Haut der Ferronin ...

»Für die Sicherheit Terras ist die Wachflotte zuständig«, sagte er. »Nach meinem Wissen sind das knapp sechshunddreißigtausend gut bewaffnete

Raumschiffe. Wie viele Sternengaleonen haben den Angriff geflogen? Ungefähr hundertfünfzig, ist das richtig?»

»Es geht weder um Stückzahlen noch um Waffenstärke«, entgegnete die Ferronin.

»Es geht darum, dass möglicherweise jeder abgeschossene Ovoidraumer eine größere Bedrohung bedeutet als ein voll einsatzfähiges Schiff.«

»Habe ich etwas verpasst?«, fragte Farro. »Wir werden angegriffen, dürfen uns aber nicht zur Wehr setzen? Wie lange soll das gutgehen?«

»Im schlimmsten Fall ...?«

»Ja, genau das will ich jetzt hören.«

Die Ferronin schüttelte den Kopf. »Im schlimmsten Fall gar nicht. Der Resident hat das Problem entdeckt. Drei Sternengaleonen wurden von unseren Schiffen abgeschossen – zumindest entstand dieser Eindruck. Tatsächlich scheinen die Treffer nur der Auslöser für ein internes Selbstvernichtungsprogramm gewesen zu sein.«

Farro lächelte herablassend. »Ist das so unverständlich? Die Angreifer wollen verhindern, dass uns eines ihrer Schiffe in die Hände fällt.«

»So einfach ist es nicht«, wandte Muura Palfrey ein. »Die Fremden haben mehr Schiffe verloren, nur eben nicht im Schwerefeld des Planeten. Eine ähnliche vollständige Vernichtung wurde aber in keinem anderen Fall beobachtet.«

»Macht das einen Unterschied?«

»Mit Blick auf NATHANS neueste Aussage schon«, antwortete die Hyperphysikerin. »Reginald Bulls Verdacht, dass die drei Schiffe bewusst geopfert wurden, scheint sich zu bestätigen.«

»Die ersten Wrackstücke aus dem Chöwsgöl-See bei Terrania sind bereits geborgen«, fuhr die Technodiagnostikerin fort. »NATHAN zieht seine Folgerungen aus dem Zustand der Fragmente. Demnach besteht die Gefahr, dass an Bord der Sternengaleonen eine Nano-Waffe

eingeschleppt wurde.«

»Alles lässt sich mit den geeigneten Ortungsmethoden aufspüren und anschließend vernichten.« Farro lachte verhalten. »Wieso zieht das Mondgehirn ausgerechnet eine Nano-Waffe in Erwägung? Wir wissen nicht einmal, ob die Fremden in den Ovoidräumen überhaupt das Wissen und die Fähigkeiten haben, Nano-Kolonnen einzusetzen.«

»Doch, das wissen wir«, stellte eines der Teammitglieder fest.

»Ein EXPLORER, die BOMBAY, war seit dem 6. September draußen«, fuhr Darkoah Isik fort. »Das Schiff ist gestern zurückgekehrt, wurde mittlerweile gestoppt und liegt unter einem extern erzeugten Paratronschild unter Quarantäne. Die BOMBAY ist mit Nano-Partikeln infiltriert. Die Besatzung wurde von der Waffe ausgeschaltet und schläft – falls es nicht schon die ersten Toten zu beklagen gibt. Wir wissen von Gebilden, die offenbar über ein Beiboot eingeschleppt wurden. ›Schwarze Eier‹, die sich auflösen und im Boden versickern. Sie befallen nicht nur Maschinen, sondern manipulieren offenbar auch den menschlichen Organismus. Dass die Besatzung schläft, klingt wie eine harmlose Variante. Vorstellbar ist sehr viel mehr.«

Farro warf einen schnellen Blick in die Runde. »Falls ich geholt wurde, um einen Vortrag über Nano-Maschinen zu halten, kann das nur ein Ausflug auf Allgemeinplätze werden. Wichtig wäre, die Zielsetzung der Nano-Waffe herauszufinden. Was kann sie, was erwartet der Gegner? Vielleicht soll ganz Terra in den Tiefschlaf geschickt werden. Wie viel die Partikel im Körper anrichten können, hängt vor allem vom Wissen der Angreifer über uns ab. Natürlich können die Nano-Partikel eigenständig operieren, trotzdem gehe ich eher davon aus, dass sie sich zu Konglomeraten zusammenschließen, die als produzierende Objekte tätig werden. Die Bezeichnung als schwarze Eier lässt

darauf schließen.«

»Was hat Meerwasser Besonderes?«, fragte die Einsatzleiterin.

Farro schwieg. Er fühlte sich nicht angesprochen. Ohnehin fand er die Frage denkbar überflüssig.

»Gelöste Salze, Mineralien, Plankton«, antwortete jemand.

»Alles leichter zugänglich und schneller verwertbar als an Land.«

Muura Palfrey nickte. »Ich glaube nicht an einen Zufall. Alle drei Wracks sind über großen und tiefen Gewässern abgestürzt. Was wirklich an Land aufgeschlagen ist, scheint ein verschwindend geringer Anteil zu sein. Bentelley, als Lithosphärentechniker hast du wahrscheinlich die größte Erfahrung im Umgang mit Nano-Maschinen.«

»Mein Vorschlag: ein paar Bergungsschiffe mit spezialisierter Unterwasserortung und hoch mit dem Zeug.«

»Wer sagt, dass sich die Nano-Waffe so leicht einfangen lässt?« Wie Muura Palfrey das sagte, klang es äußerst herausfordernd.

»Ich arbeite mit Liquidierungseffektoren, da geht es nicht darum, die Maschinen wieder einzufangen«, konterte Farro. »Sie werden eingesetzt und verbrauchen sich dabei in aller Regel.«

»Woher kommt der Nachschub?«

Er lächelte mitleidig. Dass die Hyperphysikerin unter Zeitdruck stand, war nicht zu übersehen. Das war ihr Problem, nicht seines.

»Meine Nano-Maschinen reproduzieren sich selbst. Das Programm dafür ist ihnen nicht bedingungslos aufgeprägt, sondern bedarf meiner Steuerung. Ich denke für die Maschinen, sie entscheiden nicht selbsttätig. Das sind keine Spionage- oder Sabotageprogramme, die im seismischen Maschinenpark Mittelamerikas zusammengefasst wurden. Die Nano-Kolonnen patrouillieren zwischen den Kontinentalplatten. Wo sich Spannungen aufbauen, die Beben auslösen könnten,

verflüssigen sie das Material an den neuralgischen Punkten. Das heißt, sie liquidieren alles, was hakt und zur Bedrohung werden könnte.«

»Wir brauchen dich«, sagte Muura Palfrey. »Du bist als Einziger in der Lage, schnell zu erkennen, ob die Wrackteile des Ovoiden eine ähnliche Struktur aufweisen. Möglicherweise sind sie sogar auto-reproduktiv.«

»Und dann?«

Muura Palfrey taxierte ihn mit einem forschenden Blick. »Sage uns, wie wir ihre Vermehrung und Ausbreitung stoppen können, das ist alles.«

\*

»Nicht auf den Riesen schießen!«, brüllte Geronimo Abb, doch da war es bereits zu spät.

Eine aufgefächerte Desintegratorsalve zuckte zu dem Lastenschweber hinüber. Staub wirbelte auf und breitete sich als flirrende Wolke aus.

Der Mann mit dem sperrigen Rückentornister, der so unverhofft erschienen war, feuerte keineswegs auf Nachtaugs Beisohn, wie Geronimo im ersten Erschrecken befürchtet hatte. Seine Schüsse fraßen sich im Zickzack durch mehrere Quadratmeter Außenhülle des Aggregatblocks. Als er die Hand mit der Waffe schließlich sinken ließ, war von den beiden rohrförmigen Gebilden nichts mehr zu sehen. Teile eines kompakten Innenlebens lagen bloß.

Er hatte die Situation überraschend gut eingeschätzt. Dass die Projektormündung seiner Waffe immer noch aktiv war, verriet sein Misstrauen.

Wer immer der Mann sein mochte, Geronimo nickte ihm lediglich knapp zu, mit einem dankbaren Lächeln. DayScha war ihm in dem Moment wichtiger. Die Cheborparnerin kniete im feuchten Moos, mit beiden Händen tastete sie über ihre linke Hüfte.

Sie sah nur kurz auf, als Geronimo sich neben ihr in die Hocke sinken ließ. Ihre Augen schimmerten matt.

»Du bist getroffen? Tut es sehr weh?«

Sie biss die Zähne zusammen. Kantiger als sonst stach ihr Kinn deshalb nach vorn.

Ihre Hände hatten sich verkrampft, als wolle sie die Wunde nicht preisgeben. Geronimo hatte Mühe, ihre Finger zurückzubiegen.

Ein gut fünfzehn Zentimeter langes pfeilförmiges Geschoss hatte DaySchas lederartige Montur durchschlagen. Blut sickerte aus dem Riss hervor.

»Es tut höllisch weh«, sagte Dayszaraszay leise.

Unter anderen Umständen hätte Geronimo sein Lachen nicht unterdrückt. DayScha passte sich den terranischen Gepflogenheiten an. Vor einigen Monaten wäre ihr das »höllisch« bestimmt nicht über die Lippen gekommen.

»Beiß die Zähne zusammen!«, verlangte er. »Ich versuche, das Ding herauszuziehen. Womöglich ist es giftig.«

DaySchas Stöhnen verriet ihm, was er falsch gemacht hatte. Doch gleichzeitig legte sich eine kräftige Hand um seinen Oberarm und zog ihn ein Stück weit zur Seite.

Entgeistert blickte Geronimo den Mann an. »Ich muss DayScha ...«

»Mein AMoLab kann das besser, Geronimo. Glaube mir einfach. Falls erforderlich, bekomme deine Gefährtin sogar eine Blutwäsche.«

»Du kennst mich? Dann weißt du auch, dass die Cheborparnerin ...«

*Dass sie nicht meine Gefährtin ist, sondern mein Kindermädchen.* Es wäre keinesfalls schmeichelhaft für ihn gewesen, das so zu sagen, deshalb schwieg er abrupt.

Er sah zu, wie der Mann den Tornister abnahm. Das Gerät war über eine Kanüle mit seinem Rücken verbunden gewesen.

»Was ist das? Eine Art Medoroboter?«

»Ein hochkomplexes Labor«, antwortete der Fremde, während er an dem Gerät

hantierte. »Ich brauche es, um am Leben zu bleiben.«

Geronimo verbiss sich die Fragen, die er plötzlich hatte. Während das Labor mit mehreren filigranen Auslegern DaySchas Hüfte sondierte, schaute er zu Nachtaugs Beisohn auf. Der Regenriese stand hoch aufgerichtet da, die Arme angewinkelt, und nur sein Kopf war nach unten geneigt.

Geronimo fühlte, dass der Riese ihn anblickte. Obwohl er den Giganten mittlerweile als Freund ansah, fröstelte er. Seine anfängliche Furcht war längst verschwunden. Nachtaugs Beisohn war etwas Besonderes, eine eigenartige Faszination ging von ihm aus. Jetzt sogar stärker als zuvor.

Unheimlich und intensiv das violette Irrlichtern hinter den geschlossenen Lidern. Für ein paar Sekunden glaubte Geronimo sogar, die Augen hätten sich geöffnet. Aber das war eine Täuschung.

Die Haltung des Riesen erschien ihm ein wenig bewusster als bisher. Als finde der Koloss sich allmählich in seiner neuen Umgebung zurecht.

Deshalb der Angriff auf DayScha und ihn? Er hatte nicht die Zeit gefunden, darüber nachzudenken, doch im Nachhinein fragte er sich, was eigentlich geschehen war. Eine Fehlfunktion der Reparaturroutinen? Oder hatte der Angriff dem Fremden gegolten? Schwer vorzustellen, dass er der Jäger sein sollte, immerhin kümmerte er sich um DayScha. Das schrille Lachen der Cheborparnerin erschien Geronimo sogar beruhigend, ansonsten hatte er es schon oft als nervtötend empfunden.

»Was ist los, Nachtaugs Beisohn?«, rief Geronimo Abb in die Höhe. »Du bist uns eine Erklärung schuldig.«

»Kein Entkommen ...«, antwortete der Koloss. »Auch jetzt nicht. Erst die Kleinen ...«

Geronimo reagierte mit einer heftig abwehrenden Handbewegung. Wütend bückte er sich nach einem abgebrochenen

Aststück und schleuderte es in die Höhe. Er schaffte es mit dem Holz nicht einmal über den Sockel hinaus. Auf diese Weise war Nachtaugs Beisohn für ihn unerreichbar.

*Erst die Kleinen ...*

Geronimo taumelte plötzlich. Er wich von dem Lastenschweber zurück.

Erst die Kleinen, das hatte der Regenriese mehrmals zu verstehen gegeben. Konnte oder wollte er nicht deutlicher formulieren? Der Angriff eben – und Geronimo war sicher, dass es wirklich ein Angriff gewesen war – war von dem Aggregatblock ausgegangen. Barg der Sockel nicht nur die Lebenserhaltung für Nachtaugs Beisohn?

»Du wirst beeinflusst?«, murmelte Geronimo, eher im Selbstgespräch als für den Riesen bestimmt. »Der Jäger, der dir und uns den Tod bringen wird, ist deine eigene Maschinerie. Wieso? Ich verstehe das nicht.«

\*

Der Junge blickte hinauf zu dem Koloss, dessen Kopf beinahe im Laubdach des Dschungels steckte.

»Ich kenne den Jäger!«, rief er. »Ich weiß nur noch nicht, was du damit zu tun hast.«

»Kann es dir nicht sagen«, übersetzte die Translatorfunktion des MultiKoms die dröhnende Antwort.

»Du willst nicht!«

»Vielleicht ist die Galionsfigur beeinflusst«, bemerkte der Fremde unvermittelt. Er war lautlos näher gekommen.

»Galionsfigur?« Geronimo schaute den Mann verwirrt an. »Du meinst den Riesen?«

»Genau so ist es. Jede der Sternengaleonen hat einen solchen Riesen als Galionsfigur.«

»Ein lebendes Wesen?« Ungläubig schüttelte der Junge den Kopf. »Ich dachte, er hätte sich an Bord befunden. Aber so ganz vorn und allein, wie bei den alten

Segelschiffen ... Ich kenne einige antiquarische Modelle. Damals waren die richtigen Galionsfiguren aus Holz geschnitzt und ...«

»Ich denke, diese Riesen sind wichtig für die Schiffe«, sagte der Mann. »Mag sein, dass sie einen besonderen Sinn für bestimmte Energien entwickeln, für die Raum-Zeit-Struktur oder was immer. Eines Tages werden wir das wohl erfahren.«

»Frag ihn!« Geronimo deutete in die Höhe.

»Wenn ihn das Aggregat beeinflusst, wird er das nicht verraten. – Hier, für dich.«

Geronimo blickte auf den Pfeil, den ihm der Mann in die Hand drückte. »Was soll ich damit?«, fragte er ein wenig unsicher. »Du meinst ...?«

»Das Geschoss, das DayScha getroffen hat. Es hatte sich mit mehrere Auslegern schon tief in ihr Fleisch gebohrt. Ein paar Schnitte, und alles ist wieder in Ordnung. Nein, keine Sorge, Daysaza... DayScha übersteht das problemlos. Das AMoLab nimmt gerade einige Bluttests an ihr vor.«

»Das Ding hier?« Geronimo wiegte das Geschoss missmutig in der Hand. »Hätte es sie umgebracht?«

»Mag sein. Frag deinen Freund. Obwohl: Ich glaube nicht, dass er dir das jetzt schon sagen wird.«

Geronimo verzog das Gesicht. Weit holte er aus und schleuderte den Pfeil gegen den Aggregatblock.

»Nachtaugs Beisohn!«, rief er. »Warum verschweigst du uns die Wahrheit? Damit hättest du uns alle fast getötet.«

»Nicht ich«, dröhnte es aus der Höhe herab. »Der Jäger – er verfolgt mich und lässt mich niemals aus den Augen.«

»Der Jäger ist nur eine faule Ausrede für deine Unfähigkeit!«

Geronimo warf sich herum. Er lief zu DayScha.

Sie lachte ihm entgegen. »Beinahe wäre ich in der Hölle gelandet, was sagst du dazu?«

Er schüttelte den Kopf. »Du gewöhnst dir einen terranische Umgangston an, der nicht zu dir passt.«

»Bist du sicher?« Sie senkte den Kopf und stieß ihn mit beiden Hörnern an. »Womöglich gefalle ich mir bald in der Rolle als Teufelin.«

Ihr schallendes Lachen machte Geronimo klar, dass er sie ziemlich verblüfft anschaute.

Jäh verstummte sie und blickte aus weit aufgerissenen Augen an ihm vorbei. Ungläubig reckte sie den Kopf. »Wenn Monwiil dem Regenriesen auch nur ein Haar krümmt, landet er wirklich in der Hölle.«

»Monwiil?«, fragte Geronimo. Irritiert wandte er sich um.

Er war nicht überrascht von dem, was er sah. Eigentlich hatte er genau das schon erwartet. Vielleicht war es richtig, was der Mann tat. Und wenn nicht? Die Entscheidung zu treffen wäre ihm jedenfalls schmerzlich gefallen.

Monwiil feuerte mit dem Desintegrator auf den Aggregatblock. Der grünlich flirrende Energiestrahle fraß sich durch die dichter werdenden Staubschwaden.

Verblüfft registrierte Geronimo, dass Nachtaugs Beisohn den Mann dirigierte. Wenn sich die Arme des Riesen hoben, wanderte der Desintegratorstrahl höher, deutete der Koloss zur Seite, lief Monwiil weiter.

»Sag mir, sobald du nichts mehr wahrnimmst!«, rief der Terraner. »Deine Lebenserhaltung darf nicht gefährdet werden.«

»Ist er verrückt?«, fragte Geronimo. »Nachtaugs Beisohn versteht nicht ein Wort davon. Er sollte wenigstens meinen MultiKom ...«

»Das ist schon oki«, sagte DayScha. »Ich habe ihm alle Translatordaten übertragen, unser Phassafulbuli versteht ihn.«

Kurz darauf dröhnte die Stimme des Riesen durch den Wald. »Alle schädlichen Funktionen des Tresors sind erloschen«,

übersetzte Geronimos Armband.

Es war 3.22 Uhr, tiefe Nacht.

Keine Sterne, keine Sonne. Trotzdem war keine der teils katastrophalen Vorhersagen eingetroffen. Das Leben ging weiter, wie es immer weitergegangen war, welche Heimsuchung das Solssystem auch getroffen hatte. Die Gegensätze waren jedoch krasser geworden.

Natur und Technik bildeten endlich eine Symbiose und waren aufeinander angewiesen. Geronimo freute sich schon darauf, die Lichtflocke wieder über dem Horizont zu sehen.

\*

Don Monwiils Mobiles Labor unterstützte den antiquarischen Medoroboter dabei, die Wunden des Riesen zu versorgen. Nur kurz hatte der Mann den Roboter bestaunt, dabei aber festgestellt, dass sein AMoLab die bessere Lösung sei.

Inzwischen schlief der Regenriese. Nach dem Wegfall der Bedrohung war seine Erschöpfung rasch in den Vordergrund getreten.

Es war 3.45 Uhr Ortszeit, in Terrania 16.45 Uhr.

Monwiil zog sich für einige Minuten in seinen Gleiter zurück. Er musste seinen Auftraggeber informieren.

Als sich die abhörsichere Verbindung aufbaute, nannte er seinen Kode. Erst danach entstand das Übertragungsholo.

»Du hattest Erfolg?«

Zwei blassgraue Augen musterten Monwiil. Sie waren das Markanteste in dem Gesicht des älteren Mannes. Alt? Monwiil schmunzelte bei dem Gedanken. Bei Adams war der Alterungsprozess zwischen 60 und 70 Jahren angehalten worden. Biologisch gesehen war er selbst mit seinen 78 also der Ältere. Dass er trotzdem jünger wirkte als sein Gegenüber, lag einfach daran, dass die Menschen mittlerweile eine sehr viel größere Lebensspanne hatten als vor dreitausend

Jahren.

Und ein Zellaktivator, wie Adams ihn trug, machte eben keineswegs jünger, er konservierte nur.

»Was denkst du gerade?« Homer G. Adams fuhr sich mit der Hand durch sein schütteres Blondhaar. Unter dem Aspekt, dass er der älteste lebende Terraner war, sah er schon wieder unheimlich gut aus.

»Ich denke über deinen Aktivatorchip nach«, gestand Monwiil. Wie er das sagte, klang es schrecklich beiläufig.

Adams nickte zögernd. »Wenigstens eine ehrliche Antwort. Ich habe es dir angesehen. Wir finden ein Mittel gegen das Rubinblut.«

Don Monwiil machte eine Handbewegung, als wolle er das alles weit von sich schieben.

»Die dritte Galionsfigur hat den Absturz überlebt«, sagte er. »Sie ist verwundet, aber das sind eher Nebensächlichkeiten. Kontakt wurde bereits hergestellt. Ich denke, Nachtaugs Beisohn ist ein Glückstreffer. Soll ich veranlassen, dass der TLD den verletzten Utrofar übernimmt? Oder besser eine Militäreinheit?«

Adams vergrub sein Gesicht in den Händen. Als er Sekunden später wieder aufsaß, lag ein harter Zug um seinen Mund.

»Ich befürchte, dass der TLD längst unterwandert ist. Das gilt ebenso für Teile der Regierung und wer weiß, wo sonst überall. Die Wände haben Ohren, Don. Eigentlich traue ich niemandem mehr. Mein Verdacht könnte sich sehr schnell bestätigen, dass in den Zentralrechnern eingeschleuste Programme die innersten Informationsbereiche manipulieren.«

»Du meinst, die Geschichte wird völlig umgeschrieben, Perry Rhodan ist nicht schon im Jahr ... Verdammt, ich werde vergesslich.«

»1971«, half Adams aus.

»... nicht 1971, sondern zum Beispiel erst 2036 alter Zeitrechnung auf dem Mond den Arkoniden begegnet. – So schlimm wird es schon nicht sein.«

»Und wenn doch?« Adams wirkte angespannt und müde, trotz seines Aktivatorchips. »Die Untersuchungen im Zusammenhang mit Korbinian Boko beweisen, dass die Auguren seit mindestens zwei Jahren im Solssystem aktiv sind. Es muss genügend Hinweise und Spuren gegeben haben, die nur über Manipulationen aus der Welt geschafft werden konnten.«

»Wem vertraust du eigentlich, Homer?«

»Mir. Mit Einschränkungen.«

»Gut, das zu wissen«, sagte Monwiil sarkastisch. »Ich sollte mich einfrieren lassen, bis bessere Zeiten anbrechen.«

Adams winkte ab. »Dass du den Utrofar gefunden hast, ist möglicherweise von entscheidender Bedeutung, zu wichtig jedenfalls, dass ich es unsicheren Kandidaten überlassen könnte. Glaubst du, dass du die Sache noch vier bis fünf Stunden hinziehen kannst?«

»Die Behörden hier in der Zona Mexico scheinen das Thema in der Tat abgehakt zu haben.«

»Ich werde mich selbst darum kümmern! Wir bringen den Utrofar in Sicherheit.«

»Wo?«, fragte Monwiil. »Hoffentlich nicht in Terrania. Obwohl, gerade da ...«

Adams schüttelte den Kopf. »Terrania ist längst kein sicherer Platz mehr. Ich werde jemanden schicken, der die Galionsfigur leicht abtransportieren kann.«

»Ich nehme an, du wirst mir keinen Namen nennen?«

»Warte einfach ab, bis der Spediteur kommt.«

»Stimmt, neuerdings misstraut du sogar mir.« Don Monwiil redete ins Leere, Homer G. Adams hatte die Funkverbindung bereits unterbrochen.

## 5.

Zehn Minuten nach dem Gespräch mit Don Monwiil betrat Homer G. Adams das Büro des Terranischen Residenten. Für den Blick aus der Solaren Residenz weit über



die Skyline Terranias hinweg hatte Adams diesmal kein Auge.

»Du wirkst durchaus zufrieden.« Bully erhob sich hinter seinem Arbeitstisch.

»Alles nur äußerlich«, sagte Adams zögernd.

Bull nickte. »Eine kryptische Andeutung und dazu pünktlich auf die Sekunde, das sind Werte, die ich heutzutage allzu oft vermisste. Was hast du auf dem Herzen, Homer?«

Adams ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Er ignorierte, dass Bulls Miene sich dabei verdüsterte.

»Absolut abhörsicher, Homer. Und um es gleich vorwegzunehmen: Mein Bedarf an Katastrophen ist für heute gedeckt. Wenn du eine hast, bitte komm morgen wieder.«

»Vielleicht sollten wir uns setzen«, schlug Adams vor.

»Also die nächste Katastrophe. Ich hab's geahnt. Heraus mit der Sprache!«

Bull wartete, bis Adams in einem der Sessel Platz genommen hatte, dann setzte er sich seinem Besucher gegenüber.

»Es gibt Dinge, die dir unbekannt sind«, begann Adams.

Der Resident nickte leicht. Interessiert beugte er sich nach vorn, stützte die Ellenbogen auf die Armlehnen und legte die Fingerspitzen aneinander.

»Du wirst glauben, dass ein Freund versucht hat, dich zu hintergehen. Aber dem ist nicht so.«

»Der Freund bist du?«

Adams ignorierte die Frage. »Hast du jemals von der *Society of Absent Friends* gehört?«, fragte er.

»Die Gesellschaft der abwesenden Freunde ...«, wiederholte Reginald Bull sinnend. »Das klingt verheißungsvoll – und durch und durch britisch, wenn ich das historisch ausdrücken darf. Ich nehme an, du wirst mir gleich mehr darüber erzählen.«

»Nur in Umrissen. Manchmal ist es besser, nicht in alles eingeweiht zu sein.«

»Si tacuisses ...«, sagte Bull. »Nein, du

musst mir nicht weiterhelfen, ich bringe den Satz aus dem Stegreif zu Ende. Was ich mich frage, Homer: Warum erst jetzt? Dir standen etliche Jahrzehnte zur Verfügung.«

»Du wusstest davon?«

»Sagen wir, ich hatte eine vage Ahnung, einfach das Gefühl, dass Verbindungen geknüpft werden, die nicht für Dritte bestimmt sind.«

»Ich nehme an, dass unsere Freunde ...«

»Wenn du mich fragen willst, ob Perry und Gucky ebenfalls informiert waren: Ja, sie wissen, dass du im Lauf der Zeit Fäden gezogen hast. Wobei wir dummerweise nicht über einen einzigen dieser Fäden gestolpert sind. Und nun bin ich gespannt.«

»Nach wie vor: keine genauen Daten oder weitergehende Informationen. Das musst du einfach akzeptieren.«

Bull nickte. »Alles, was uns weiterhelfen kann, ist willkommen.«

»Die Society ist in der Tat über Jahrzehnte hinweg gewachsen, das macht sie weitgehend unangreifbar. Sie ist vor allem die Konsequenz auf den Angriff der Terminalen Kolonne. Ich werde nicht preisgeben, wie viele Mitglieder wir haben und wie weit deren Beziehungen reichen. Einer kennt den anderen nicht, also steht nicht zu befürchten, dass ein Gegner die Gesellschaft überrennt oder unterminiert. Ich habe einige meiner Leute aktiviert. Weil wir uns mitten in einer Schlacht um Terra befinden und weil ich unsere Chance, diese Schlacht noch zu gewinnen, für denkbar gering halte.«

»Siehst du da nicht ein wenig zu schwarz?«

»Darüber wird die Zukunft entscheiden«, sagte Adams. »Was in der Macht der Society steht, werde ich jedenfalls einsetzen.«

»Du hast es schon getan, nehme ich an.«

»Ich habe die Galionsfigur einer der abgeschossenen Sternengaleonen. Der vierarmige Riese ist verletzt, aber er lebt, und es besteht Kontakt zu ihm.«

Überrascht piff Bull zwischen den Zähnen hindurch. »Damit habe ich allerdings nicht gerechnet. Das bringt uns hoffentlich einigen Hintergründen näher.«

»Der Riese gehörte zu dem Ovoid, das in den Golf von Mexiko gestürzt ist. Er befindet sich im Dschungel auf Yucatán, relativ nahe an der Küste. Ich halte es für sinnvoll, wenn du dich um Nachtaugs Beisohn kümmern könntest. Dahinter steckt sehr viel Potenzial, und du bist nun einmal der Terranische Resident.«

»Ich soll Terrania verlassen?  
Ausgerechnet in der aktuellen Krise?«

»Genau das meine ich«, bestätigte Adams. »Oft genug sind die Prioritäten anders zu setzen, als es den Anschein hat.«

»Was weißt du, und warum verschweigst du es mir?«

»Ich verschweige dir gar nichts.«

Bull schüttelte den Kopf. »Wenn du so redest, werde ich misstrauisch, Homer. Du bist nicht zufällig als Bote einer Superintelligenz engagiert und sollst mir schonend ein paar Brocken der Wahrheit beibringen? Und der Rest ist leider viel zu brisant ...«

»Brisant wird die Situation schneller, als uns allen lieb sein kann, falls die abgeschossenen Galeonen Nano-Kolonnen an Bord hatten. Schon deshalb solltest du dir die Entwicklung im Golf von Mexiko persönlich ansehen.«

»Und was werde ich dort vorfinden?  
Heraus mit der Sprache, Homer!«

Adams zögerte.

Er redete erst stockend, doch schnell flüssiger. Er konnte die Besorgnis aus seiner Stimme nicht verbannen, und eigentlich wollte er das auch nicht. Mehrmals unterbrach der Resident ihn mit knappen Einwänden. Allerdings war schnell zu spüren, dass Bull Adams' Vorhaben zunächst als phantastisch empfand und schließlich als geradezu irrwitzig.

Adams brauchte nur wenige Minuten. Als er schwieg, lehnte Reginald Bull sich im

Sessel zurück und schloss die Augen.

»Ich könnte ablehnen, weil zu viele Vermutungen im Spiel sind«, sagte der Resident nachdenklich.

»Es gibt nur ein Entweder-oder.«

»Ich bin noch nicht überzeugt, dass es richtig ist, was du vorschlägst, Homer – trotzdem akzeptiere ich. Terrania wird eine Weile ohne mich auskommen müssen, das dürfte kein Problem sein.«

Homer G. Adams atmete erleichtert auf. Er verschwendete nicht mehr einen Gedanken an irgendwelche Alternativen.

Keine zehn Minuten später betrat Reginald Bull den nächstgelegenen Käfigtransmitter in der Residenz. Das Gerät war für den Transport nach Mittelamerika justiert.

Es war 17.30 Uhr Terrania-Standardzeit, als der Resident ans Ziel abgestrahlt wurde.

Das entsprach 4.30 Uhr lokaler Zeit in der Zona Mexico. Nacht herrschte. Die Kunstsonnen würden sich bald am östlichen Horizont zeigen.

\*

Mit beiden oberen Händen zog Fanom Pekking seinen Mundschutz straff, der sich in den letzten Minuten merklich gelockert hatte, mit einer der unteren Hände tastete er nach dem Nano-Werkzeug, das in seinem breiten Gurtband steckte.

Ein Blick auf die Zeitanzeige ließ ihn zusammenzucken. Seit drei Stunden arbeitete er ohne Pause. Kein Wunder, dass der Schweiß an seinem Scheitelhaar entlangrann und ihm über die Lippen tropfte. Das war nicht nur lästig. Eine genetische Verunreinigung auf dem Werkstück hätte eine Katastrophe bedeutet.

Noch einmal von vorn beginnen – dafür war mit Sicherheit nicht mehr die Zeit.

Unruhig wetzte er auf dem Sitzkreuz, tastete mit den kurzen Beinen nach einem neuen festen Halt. Für wenige Augenblicke nahm er den Kopf zurück, dann beugte er sich wieder weiter nach vorn. Es gelang

ihm nicht mehr, die optische Achse seiner Augen und vor allem den Brechungsindex auf den Bruchteil genau zu justieren.

»Ich bin ganz einfach überarbeitet.«  
Pekking seufzte.

Seine Bewegungen wurden fahriger. Beinahe wäre er mit dem Analysewerkzeug zu heftig angestoßen.

»Genug für heute!«, mahnte er sich selbst. »Morgen ist ein neuer Tag.«

Ein letzter Blick auf das Werkstück. Er schaffte es wenigstens, die Mikroskopsicht beider Augen auszulösen. Einige der Robotwinzlinge, die Polier- und Fräsarbeiten ausführten, waren in den Rillen zurückgeblieben. Das waren störende Fremdkörper, die er auf jeden Fall beseitigen musste.

Minutenlang betrachtete er seine Arbeit. Nichts war daran auszusetzen, nicht der kleinste Kratzer aufzuspüren. Solche Maßarbeit, perfekt bis ins Detail, konnte nur ein Swoon leisten.

Eigentlich war das Stück eine Herausforderung. Pekking spielte sogar mit dem Gedanken, mehr davon zu bauen, denn nun wusste er, worauf es ankam.

*Die Terraner werden mir die Ware aus den Händen reißen*, dachte er zufrieden und sah sich schon neben Stapeln druckfrischer Galax-Noten stehen. Bargeld an sich war eine Seltenheit, doch den Luxus wollte er sich gönnen.

Lachend sprang er vom Sitzkreuz und schaltete die Abschirmung aus ...

... und sofort wieder ein. Er musste verrückt sein, das Werkstück offen herumliegen zu lassen, zumal ihm schon der Tresor nicht sicher genug erschien. Seit die Auguren ihr Unwesen trieben, fragte er sich verzweifelt, wo das hinführen sollte. Er hätte besser daran getan, nach Hause zurückzukehren, nun war es zu spät dafür.

»Ein Anruf!«, meldete die Automatik.

»Heute nicht mehr!«, lehnte der Swoon ab. Er demonstrierte Entschlossenheit, indem er beide Armpaare vor dem Leib verschränkte.

»Es handelt sich um eine Einladung zum Tee«, wisperte die Stimme, die Fanom selbst kreiert hatte.

»Warum sagst du das nicht gleich?«

»Weil ...«

»Pst!«, zischte Pekking. Er registrierte das entstehende Holo, bevor es sich durch die aufblitzenden Lichtquanten verriet, und stellte sich mit durchgedrücktem Leib in Positur: die oberen Arme freundschaftlich abgespreizt und die Finger zurückgebogen, die unteren Arme verschränkt. Ein wenig zur Schau gestellte Distanz war immer gut fürs Geschäft. Zu große Nähe verdarb den Preis. Nein, das war nicht seine Weisheit, das hatte ihm ein Springerpatriarch erklärt. Gegen einen Obolus von fünfzig Galax. Aber das war gut angelegtes Kapital gewesen.

»Fanom Pekking & Co«, sprudelte er heraus. »Du sprichst mit dem Inhaber, Erstem Manufaktor und alleinigem Betreiber Fanom Pekking. Ich stehe jederzeit zu Dien...« Er lächelte, verzog den breiten Mund bis zu den Ohren. »Earl Grey, ich bin entzückt.«

»Es ist so weit«, sagte Adams. »Ich hoffe, du hast nicht zu viele andere Arbeiten vorgezogen.«

»Aber nein«, versicherte Pekking glaubhaft – auch das hatte er von dem Springer gelernt: glaubhaft die Unwahrheit sagen. Ebenfalls gut angelegte fünfzig Galax.

»Ich werde in drei Stunden bei dir sein«, erklärte Adams. »Ist das in Ordnung?«

»Ja, natürlich«, log Pekking, ohne braunfleckig zu werden. »Ich freue mich darauf, dich zu sehen.«

Das Schöne an kostenpflichtigen Ratschlägen war, dass sie sich beliebig oft verwenden ließen. Es gab bislang keine Erfindung, die das verhindert hätte.

Fanom Pekking hatte es plötzlich eilig. Drei Stunden waren verdammt kurz. Sein abwesender Freund hatte schon recht, was die Reihenfolge der Arbeiten anbelangte.

\*

Um 3.20 Uhr war Bentelly Farro an Bord der CAZADORA gegangen. Mittlerweile ging es auf acht Uhr zu, und die Frage war wieder da, warum er sich das antat.

Eine steife, für die Jahreszeit zu kühle Brise wühlte die See auf. Gischt hing in der Luft, dazu der schwere Geruch von Seetang und Salz, den Farro nie gemocht hatte. Die fünf Tauchboote lagen vergleichsweise ruhig im Wasser, aber die schnellen Zubringer waren zum Spielball der Wellen geworden.

Palfrey war bereits an Bord. Ebenso Lars Ceranna, der Pilot der VELLAMO I. Lars war der Einzige im Team, den Bentelly auf Anhieb sympathisch fand, von der Ferronin abgesehen.

Während der Besprechungen auf der CAZADORA hatte er nicht alle an der Suchaktion beteiligten Personen kennen gelernt. Die für die Tauchboote verantwortliche technische Crew hatte sich schon draußen vor der Küste befunden. Fünfzehn Personen würden letztlich auf jedem Boot sein.

Es handelte sich um diskusförmige Spezialkonstruktionen, eine Modifikation des bewährten Amphiegleiters. Kleinere Fahrzeuge dieses Typs hatten eine Zeit lang für Aufsehen gesorgt, weil sie für die bemannte Erforschung großer Magmaströme eingesetzt worden waren.

Einige dieser Unternehmungen, die schon Jahrhunderte zurücklagen, waren keineswegs glimpflich verlaufen: Eine verzweifelte Rettungsaktion im Wettlauf gegen die Zeit hatte auch viele Helfer das Leben gekostet. Letztlich waren die während dieser Missionen gewonnenen Erkenntnisse aber entscheidend für den Aufbau der seismischen Maschinenparks gewesen.

Die Tauchboote für den Einsatz im Golf durchmaßen jeweils fünfzig Meter, bei einer Höhe von zwanzig Metern, den Turm mit der Außenplattform und den

Antennensystemen nicht eingerechnet. Die größte Tauchtiefe lag bei achtausend Metern – mit einem Sicherheitsplus von zwanzig Prozent. Im Mexikanischen Becken war das Meer kaum tiefer als vier Kilometer.

Weil ihre Geschwindigkeit unter Wasser dreiunddreißig Knoten nicht überstieg, lagen die Boote bereits weit draußen. Das ersparte eine lange Anfahrt. Farro war es recht, umso eher würde er die Sache hinter sich haben.

Ständig in Palfreys Nähe zu sein behagte ihm nicht. Er mochte die Hyperphysikerin nicht, und dass sie ähnlich über ihn dachte, war ihm von Anfang an klar gewesen. Das Beste wäre einander so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen, doch das war leichter gesagt als getan.

Muura Palfrey betrat die Zentrale. Sie bedachte ihn mit einem forschenden Blick. Farro ignorierte die Frau. Er blickte durch die breite Sichtverglasung nach draußen. Der milchig graue Himmel wirkte trist. Wolkenbänke nahe am Horizont verhüllten den Blick auf den Pulk der Kunstsonnen.

»VELLAMO III und V befinden sich schon im Abstieg!«, meldete der Pilot. »Nach wie vor keine brauchbare Ortung, teilen sie mit.«

Zweifellos hatte die hohe Wassersäule einen nicht zu unterschätzenden Einfluss darauf, und ein Wrack ließ sich eben nicht über energetische Emissionen aufspüren. Die optischen Aufzeichnungen der Raumhäfen in der Zona Mexico, aber auch aus Richtung Florida und von den großen Inseln, hatten entscheidend zur Positionsbestimmung beigetragen. Das Gros der Bruchstücke lag im Kernbereich eines Gebiets von mindestens fünftausend Quadratkilometern. Die Längsausdehnung von hundert bis hundertfünfzig Kilometern entsprach der Flugrichtung des Ovoidraumers vor der Zerstörung, etwa auf der Linie Mérida–Houston.

»Alle Vorbereitungen abgeschlossen«, meldete Ceranna. »VELLAMO I bereit für Tauchgang.«

»Wir können«, sagte Palfrey.

Das Boot sank flott. Die Strahltriebwerke nahmen ihre Tätigkeit auf. Die holografischen Anzeigen ermöglichten es, von jedem Platz in der Zentrale aus die aktuellen Werte einzusehen.

Die fahle Helligkeit des jungen Tages verschwand schnell. Die Lichtfinger der Scheinwerferbatterien stachen in die Finsternis hinaus. Ein großer Fischschwarm stob davon, seine Struktur permanent verändernd; die Tausende silbern glänzender Leiber wirkten wie ein einziger großer Organismus.

Sie hatten bereits zweihundert Meter Tiefe erreicht. Die äußeren Blenden einiger Sichtluken wurden geschlossen, von innen legten sich die Holos der Außenbeobachtung darüber.

»Ich denke, wir haben eine gute Position«, sagte Darkoah Isik, die Exo-Technodiagnostikerin. »Eigentlich sollten wir schnell fündig werden. Der Meeresboden ist gut kartografiert.«

Tausend Meter. Ein vielarmiger Schatten tauchte wie aus dem Nichts heraus auf und zog nahe an der VELLAMO I vorbei.

»Das war einer der Riesenkalmar«, sagte der Pilot. »Normalerweise sind sie weiter draußen anzutreffen – da treiben noch drei große Exemplare heran. Ich vermute, das Erlöschen der Sonne hat Einfluss auf ihr Verhalten.«

»Das ist nicht bewiesen«, wandte die Ferronin ein. »Ich lebe lange genug auf Terra, um mir ein Bild machen zu können.«

Ceranna lachte leise. »In zehn Minuten sind wir unten. Und dann geht die Sucherei richtig los.«

Farro widmete sich seinen Instrumenten. Ein Katalog von ineinander verschachtelten Holoprojektionen leuchtete um ihn auf. Sie zeigten Bereitschaft, mehr nicht, und doch bedurfte es mehr als nur einer schnellen Übung, um mit diesen Anzeigen

klarzukommen. Eigentlich gehörte langjährige Erfahrung dazu, vor allem, sobald die Liquidierungseffektoren ihre Tätigkeit aufnahmen. Dann fand Bentelly Farro sich sehr schnell in einem Meer aus Farben und grafischen Elementen wieder, die beileibe nicht jedem Menschen zugänglich waren.

Weder Positroniken noch Biopositroniken waren geeignet, mit der erforderlichen Geschwindigkeit darauf zu reagieren. Die seismischen Maschinenparks bildeten Bereiche des Gesamtkonglomerats der terrestrischen Überwachung, in denen es nach wie vor der menschlichen Einflussnahme bedurfte, einer besondere Inselbegabung. Farro hatte sie.

Er grinste breit, als ihm auffiel, dass die Einsatzleiterin seine Holosammlung aus der Distanz musterte. Ein wenig ungeduldig zupfte er den Kragen seiner Kombination zurecht und schnippte mit den Fingern einige Stäubchen fort. Muura Palfrey wandte sich schnell den Kontrollen des Tauchboots zu.

Dreitausend Meter Tiefe inzwischen. Von irgendwoher war ein leises Knacken zu vernehmen. Bentelly Farro summte eine Melodie, die ihm gerade in den Sinn kam. Das tat er oft, wenn er angespannt war.

Dass es urplötzlich still wurde, registrierte er erst nach einer Weile. Niemand redete mehr, aber alle starteten ihn an.

»Muss das sein?«, fragte Palfrey harsch.

Er fühlte sich nicht angesprochen, summte weiter. Das Wasser verfärbte sich, wurde fast schwarz. Ein bizarrer leuchtender Fisch begleitete die VELLAMO I; er sah aus wie eine mehrere Meter große irisierende Gräte.

»Bentelly!«, rief die Hyperphysikerin. »Hör auf damit! Der *Marsch der toten Seelen ins Feuer* ist wohl nicht die geeignete Begleitmusik.«

»Nein«, sagte er lächelnd. »Ich finde ihn schön.«

Wenn Muura Palfrey über besondere mentale Kräfte verfügt hätte, wäre er jetzt tot umgefallen. Das verriet ihm ihr Blick. Zum Glück hatte sie diese Kräfte nicht. Farro trommelte die letzten Takte mit den Fingern auf seiner Konsole.

Rings um das Tauchboot wuchsen helle Hügel auf. Im Licht der Scheinwerfer funkelten sie in unirdischem Glanz.

Eine phantastische Landschaft, die leicht mit fremden Welten konkurrieren konnte. Salzdome, die wie eine zerklüftete Gebirgslandschaft vom Meeresboden aufwuchsen. Dazwischen Schwärze. Dichte, zähflüssige Schwärze. In pulsierenden Eruptionen quoll sie aus der Tiefe des Meeresbodens empor. Und über die Flanken der Salzdome kroch sie abwärts – schwarze Lava, die in immer neuen Schichten den Boden bedeckte und ihn tot erscheinen ließ. Trotzdem brodelte sogar in diesen Asphaltseen das Leben in seiner ganzen Vielfalt.

Das Gebiet gehörte zu den Ausläufern der Campeche Knolls, Asphaltvulkanen, die in dieser Ausprägung offenbar nur im Golf von Mexiko existierten. Es waren die besonderen geologischen Gegebenheiten, die alle Voraussetzungen für dieses Naturschauspiel schufen.

Langsam schwebte die VELLAMO I durch diese unbeschreiblich schöne Landschaft. Ein monochromes Bild, in dem Farben nur als Einsprengsel zu finden waren. Leuchtende Bakterienkolonnen. Ein Millionenheer kleiner Krebse, die im Scheinwerferlicht reines Weiß zeigten und den düsteren Asphalt scheinbar in die Schneelandschaft eines Hochgebirges verwandelten.

Die ersten Wrackteile kamen in Sicht, Fremdkörper in dieser bizarr harmonischen Landschaft.

Es waren keine großen Bruchstücke, dennoch versanken sie schon langsam im Asphalt.

»Das sind zu wenige«, stellte Darkoah Isik nach einer Weile fest. »In diesem

Bereich sollte das Gros der Sternengaleone niedergegangen sein. Wo ist der Rest?«

\*

Es hätte eine friedliche Idylle sein können, doch gerade diese Stimmung kam nicht auf. Ein trübes Zwielficht herrschte unter dem Blätterdach. Und es war still. Kein Vogel ließ seinen Ruf erklingen. Nicht einmal Schmetterlinge taumelten durch das spärliche Unterholz.

Die einzige Bewegung ging von den fleischigen Pflanzen aus, deren hohen Stämme sich bogen und drehten. Zeitweise entstand der Eindruck, als wollten sie ihre Wurzeln aus dem Boden heben und einen neuen Standort suchen.

Geronimo Abb hatte eine unruhige Wanderung begonnen. Rein mechanisch, wie ein Roboter, zehn Schritte hin, zehn zurück. Er hielt inne, als in der Höhe ein Splittern erklang. Augenblicke später stürzten abgerissene Äste herab.

Für wenige Sekunden fielen blasse Lichtfinger durch das aufgerissene Laub. Geronimo versuchte, wenigstens einen Blick auf die Lichtflocke zu erhaschen, doch die Lücke über ihm schloss sich schnell.

Nachtaugs Beisohn bewegte sich schwach. Sein Stöhnen hing plötzlich in der Luft. Es endete so unverhofft, wie es begonnen hatte.

»Ihm geht es nicht gut«, sagte DayScha.

Geronimo nickte. Er stemmte die Hände in die Seite und wandte sich Don Monwiil zu. »Wie lange sollen wir noch warten? Mehr als fünf Stunden inzwischen. Du hast von weniger gesprochen.«

»Ich weiß nicht, woran es liegt«, antwortete der Mann zögernd. Er wirkte blass, das fiel Geronimo auf. Sicher, ein wenig trugen die schlechten Lichtverhältnisse dazu bei, aber sie waren nicht für alles verantwortlich.

»Du bist schwerer krank, als du zugibst«, sagte der Junge. »Du solltest dich wieder

an dein Labor anschließen.«

Monwiil schüttelte den Kopf. »Später«, erwiderte er. »Lass es noch eine Zeit lang mit dem Riesen arbeiten.«

»Soviel ich weiß, gibt es in Terrania eine auf Xeno-Medizin spezialisierte große Klinik«, wandte die Cheborparnerin ein. »Wir sollten versuchen, Nachtaugs Beisohn dort unterzubringen. Du kannst über das Funkgerät im Gleiter ...«

»Er würde den Transport nicht überstehen«, sagte Monwiil abwehrend. »Einerseits ist er ein Stück weit befreit, seit der Desintegrator die schädlichen Bereiche des Tresors aufgelöst hat – andererseits wird gerade das zum neuen Trauma für ihn.«

»Warum startest du keine Rückfrage?«, drängte Geronimo. »Wenn dein Auftraggeber ...«

»Er meldet sich.«

»Ist er zuverlässig?«

Um Monwiils Mundwinkel zuckte es amüsiert. »Ich denke, das ist er.«

Augenblicke später erklang ein Summton aus dem nahen Gleiter. Der eingehende Ruf wurde auf Monwiils ArmbandKom weitergeleitet, der ein faustgroßes Holofeld generierte. Geronimo Abb blinzelte. Er schaute genauer hin. »Das ist Adams«, murmelte er verblüfft. »Wirklich und leibhaftig Homer G. Adams.«

»Ein paar Verzögerungen«, sagte Adams knapp. »Bull ist unterwegs.«

»Reginald Bull?« Don Monwiils Blick verlor sich für einen Moment in weiter Ferne. »Wenn der Resident persönlich kommt, wird sich alles zum Guten wenden.«

»Du siehst blass aus«, stellte der Aktivatorträger fest. »Warte nicht zu lange mit dem Blutaustausch, das wäre falsch verstandene Rücksichtnahme.«

»Schon gut. Ich bin nur ein wenig müde.«

Monwiil schaute zu dem Riesen auf. Er kniff die Augen zusammen, weil er leicht verschwommen sah. Der dreibeinige Medoroboter schleppte das AMoLab von

einer Wunde zur nächsten, die es zu versorgen galt.

Tief atmete Don Monwiil ein. Noch bekam er ohne Schwierigkeiten Luft. Der anstehende Blutaustausch konnte warten, denn Nachtaugs Beisohn war der Wichtigere von ihnen beiden.

\*

Fanom Pekking benutzte sein Flugaggregat, um die Übersicht zu behalten. In dem Raum, den er soeben betreten hatte, standen beinahe zwei Dutzend wannenartige große Behälter. Sie waren transparent, ließen aber nicht mehr als eine trübe Flüssigkeit erkennen.

Erst aus größerer Nähe zeichneten sich schemenartige Umrisse ab.

Der Swoon schwebte an einigen dieser hoch technisierten Wannen vorbei. Nun sah er deutlich, was ihn so brennend interessierte: In jedem Behälter lag ein grob menschenähnlicher Körper.

Am Ende der Reihe stand ein kleiner, rundlicher Terraner. *Eine Kugel auf Beinen*, amüsierte sich Pekking, allerdings hütete er sich davor, diesen Gedanken auszusprechen.

Der Mann war Mediker und Biodesigner. Einer der besten, wenn nicht der beste überhaupt. Weil er in seine Arbeit vertieft war, bemerkte Odat Ganwary den Besucher bislang nicht.

Fanom räusperte sich dezent.

Ganwary reagierte nicht darauf. Er zog Proben der Flüssigkeit und bereitete sie für die genetische Analyse vor.

Pekking wartete geduldig.

»Wie sieht es aus?«, fragte er, als Ganwary sich ein Stück weiter nach vorn beugte.

Erschrocken fuhr der Mediker herum. Erst wirkte er wie erstarrt, jemand, der sich urplötzlich ertappt fühlte. Gleich darauf erschien ein Lächeln in seinem Gesicht, als er den Swoon nur eine Armlänge entfernt schweben sah.

»Alles verläuft bestens. Der Reifungsprozess des androiden Systems ist weitgehend abgeschlossen.«

»Das will ich sehen.« Pekking beschleunigte kurz – und verharnte nur einen Meter über der Wanne. Die Lichtbrechung der Nährflüssigkeit war aus dieser Höhe am wenigsten störend.

Der Körper unter ihm wirkte nicht ganz so grob wie die anderen. Er hatte sogar ein wenig Ähnlichkeit mit dem Original.

Wenn Fanom Pekking sich das Bild des Terranischen Residenten in Erinnerung rief – ja, das war Reginald Bull. Nicht unbedingt sein eineiiger Zwilling Bruder, aber die Übereinstimmung war beachtlich.

## 6.

Bentelly Farro ignorierte einfach, dass die Einsatzleiterin hinter ihm stand und ihm seit mehreren Minuten über die Schulter schaute. Selbst als Hyperphysikerin verstand sie wohl nicht sehr viel von dem, was er tat. Sollte sie sich ruhig den Kopf zerbrechen, er dachte jedenfalls nicht daran, Muura Palfrey jeden seiner Handgriffe zu erklären.

Mittlerweile war es 11.30 Uhr Ortszeit. Nachdem in den ersten Stunden nur wenige Fragmente der abgestürzten Sternengaleone entdeckt worden waren, hatte sich das Blatt gewendet.

In einem Bereich von höchstens einem Quadratkilometer war der Meeresboden übersät mit den unterschiedlichsten Wrackteilen.

Die ersten Messungen hatten nichts Bedeutungsvolles ergeben.

Aufgefallen waren die Unregelmäßigkeiten erst, nachdem ferngesteuerte Unterwasserroboter angefangen hatten, Fragmente einzusammeln und in den gesicherten Außenhangars zu verstauen.

Farro hatte angeordnet, die gesamte Tätigkeit der Roboter filmisch zu dokumentieren und die Bildsequenzen im

Minutentakt dem Bordrechner zu übermitteln. Die Positronik überprüfte sämtliche Dateien auf Plausibilität.

Innerhalb einer Viertelstunde hatte sich herausgestellt, dass unterschiedliche Teile spurlos verschwunden waren. Der anschließende direkte Vergleich zeigte, dass sie nicht von den Robotern abtransportiert worden waren.

Von da an hatte die Mannschaft der VELLAMO I gezielt sondiert und ziemlich schnell Spuren gefunden, die auf Nano-Aktivitäten hindeuteten. Mehrere große, während der Explosion des Ovoids schon merklich beschädigte Elemente waren ohne erkennbare äußere Einwirkung in immer kleinere Gebilde zerbrochen, ohne dabei den molekularen Zusammenhalt zu verlieren. Letztlich hatten sich die kaum mehr faustgroßen Bruchstücke innerhalb Minutenfrist in den Boden gegraben. Sie schienen förmlich darin versickert zu sein.

Die Frage war, welche Absicht sich dahinter verbarg. Ging es nur darum, das Wrack der Sternengaleone jedem Zugriff zu entziehen? Ein verrückter Gedanke. Ähnlich verrückt schien es auch zu sein, auf einen Angriff zu schließen, solange aus den Schiffsfragmenten nicht nachweislich etwas völlig Neues entstand.

Zehn Minuten später setzte Bentelly Farro einen Teil seines eigenen Maschinenparks ein. Aus einem Hangar des Tauchbootes schleuste er ein Dutzend Liquidierungseffektoren aus.

Anfangs ging er vorsichtig vor und verzichtete vor allem darauf, seine kostbaren Maschinen massiert einzusetzen. Da sie nicht attackiert wurden und sich ungehindert zwischen den Wrackteilen bewegen konnten, stellte er seine Vorsicht rasch hintan.

Als mehrere Liquidierungseffektoren ein zerfallendes großes Wrackstück entdeckten, dessen Fragmente innerhalb kürzester Zeit im Untergrund verschwanden, setzte Farro seine Maschinen auf die Spur der Galeonentrümmern.



Es ging nur langsam voran, zumal der Lithosphärentechniker ständig darauf gefasst sein musste, dass die vermeintliche Nano-Waffe der Gegenseite auf die Verfolger aufmerksam wurde. Er wusste einfach zu wenig über Struktur und Möglichkeiten der gegnerischen Nano-Maschinen. Vor der Möglichkeit, sich das nötige Wissen zu verschaffen, indem er wenigstens ein paar Dutzend Einheiten der vermuteten Waffe von den anderen abspaltete und in die VELLAMO I holte, schreckte er bislang zurück.

Eine nebenher eingeleitete Untersuchung der von den Robotern eingesammelten Überreste des Ovoidraumers blieb erfolglos. Zumindest schien es sich um normale Stahlelemente und Legierungen zu handeln. Andererseits beschränkten sich die Analysen auf Standardwerte. Eine gut organisierte Nano-Kolonie würde ihren Zusammenhalt nur aufgrund dieser Methoden nicht preisgeben.

Von zwei anderen Tauchbooten trafen Meldungen ein, dass sie ebenfalls fündig geworden waren. Beide Mannschaften setzten Grabungen am Meeresboden in Gang, die allerdings nicht eines der Fragmente wieder zum Vorschein brachten.

Es war kurz nach 14 Uhr Ortszeit, als Farro endlich sicher sein konnte, dass die fremden Nano-Maschinen sich nur wenige Meter tief in den Meeresboden eingefressen hatten. Sie bewegten sich auf konstanter Höhe ungefähr in westsüdwestliche Richtung.

»Es hat den Anschein, dass sie sich der Zona Mexico nähern wollen. Und sie sind vergleichsweise schnell, legen mehr als sechzig Kilometer in der Stunde zurück.«

»Das ist die Geschwindigkeit der VELLAMO I«, überlegte Lars Ceranna. »Ob da ein Zusammenhang besteht? Womöglich wollen die Maschinen erreichen, dass wir ihnen folgen.«

»Rein gefühlsmäßig sehe ich keinen Zusammenhang«, sagte Farro. »Diese Nano-Kolonnen hatten keine Möglichkeit,

das Tauchboot zu infiltrieren. Oder gab es einen Zugriffsversuch auf die Positronikableger?«

Kurze Zeit später stand fest, dass die Systeme der VELLAMO I nicht angetastet worden waren.

»Wir befinden uns knapp tausend Kilometer von der Zona Mexico entfernt«, stellte Muura Palfrey fest. »Die Nano-Maschinen sind seit dem Absturz um 1.30 Uhr unterwegs und werden demnach rund siebzehn Stunden brauchen, um ihr Ziel zu erreichen. Das heißt, zwischen 18.30 und 19 Uhr werden wir erfahren, was dahintersteckt. Wir haben nur also rund vier Stunden, um uns darauf vorzubereiten.«

»Unter Umständen wird es dann schon zu spät sein für eine Reaktion«, warnte Ceranna.

»Was erwartest du?«, fragte Farro.

Der Pilot machte eine unschlüssige Geste. »Einen großen Knall, falls sich die Teilchen zu einer Waffe zusammenfinden, oder ein Ultimatum ...«

»Keine Bombe.« Bentelly Farro winkte heftig ab, als alle ihn fragend anblickten. »Muura hat es richtig vorgerechnet. Der Abschuss der Sternengaleone erfolgte gegen 1.30 Uhr heute Nacht. Wir müssen davon ausgehen, dass die ersten Nano-Kolonnen schon kurze Zeit danach in den Boden eingedrungen sind und sich der Vorgang seitdem permanent fortsetzt. Außerdem besteht die Möglichkeit, dass ein Teil der Überreste näher an der Küste niedergegangen ist.«

»Dann bleibt nicht mehr viel Zeit.« Der Einsatzleiterin war ihr Erschrecken anzusehen.

»Das ist richtig«, bestätigte Farro.

»Hinsichtlich der Vorstellung, dass wir uns auf eine Bombe einrichten müssen, würde ich jedoch Entwarnung geben.«

»Das sehe ich nicht so«, widersprach Palfrey.

»Wie viele Nano-Maschinen werden sich für einen ultimativen Sprengsatz zusammen-

schließen müssen? Zwei Gegenfragen, und dann will ich wissen, ob du auf dem Bombenthema beharrst: Seit rund dreizehn Stunden bewegen sich Nano-Kolonnen durch den Meeresboden Richtung Küste. Warum tun sie das, wenn die Nachzügler nicht mehr benötigt werden, um den Angriff zu vollenden? Antworte bitte nicht mit dem Hinweis auf einen hyperphysikalischen Zugvogelinstinkt.«

Palfrey bedachte ihn mit einem verweisenden Blick. Er lächelte spöttisch.

»Sollten indes alle Nano-Maschinen für die Vollendung der Waffe benötigt werden, bleibt uns ausreichend Zeit, nämlich siebzehn Stunden, nachdem hier die letzten Wracksegmente im Untergrund versickert sind. Dann frage ich mich allerdings, warum sich diese Bombe nicht schon hier zusammensetzt. Tausend Kilometer mehr oder weniger sollten für dieses Bedrohungsszenario keine nennenswerte Rolle spielen.«

»Was schlägst du vor?«

»Die VELLAMO I verlässt ihre Position und bewegt sich mit Höchstgeschwindigkeit auf die Küste im Bereich von Jalapa Enriquez zu.«

»Dann wäre es angebracht, aufzutauchen«, sagte Ceranna. »Mithilfe der Prallfelder erreichen wir über Wasser eine Höchstgeschwindigkeit von eineinhalbtausend Kilometern in der Stunde.«

»Das Risiko, dass wir dabei die Nano-Maschinen verlieren, ist mir zu groß«, überlegte Farro.

»Du weißt, was geschieht?«, fragte Palfrey. »Heraus mit der Sprache!«

»Ich weiß gar nichts«, sagte Farro heftig. »Ich habe schlimmstenfalls einen Verdacht. Und den werde ich beweisen oder verwerfen.«

\*

Vier Stunden später wusste der Lithosphärentechniker, dass sein Verdacht zutraf.

»Diese Nano-Maschinen sind so ziemlich das Übelste, was uns zustoßen konnte«, sagte er. »Die Liquidierungseffektoren waren so nahe dran, wie ich es gerade noch verantworten konnte. Die gegnerischen Maschinen produzieren, während sie sich auf die Küste zubewegen. Sie stellen eine Unzahl winziger Fabriken her, deren Zahl ich nicht einmal zu schätzen vermag. Ihre Streuemissionen verraten sie, und die bekomme ich nur über meine Überwachungseinheiten herein. Auf jeden Fall sind alle diese Fabriken geeignet, starke gravomechanische Stoßimpulse auszusenden.«

»Was bezwecken die Angreifer damit?«, fragte die Ferronin.

»Sie wollen die Küste überfluten«, vermutete Palfrey. »Ein Tsunami ist auf diese Weise leicht zu erzeugen.«

»Wenn es nur das wäre«, stellte Farro fest. »Es ist schlimmer. Ich denke, die Angreifer wollen unterhalb der Zona Mexico ein gewaltiges Erdbeben auslösen.«

»Ein Erdbeben?«, fragte Muura Palfrey irritiert. »Dazu gehört wohl einiges mehr.«

»Du bist Hyperphysikerin.« Farro stöhnte. »Wenn ich dich frage, welche Kräfte eine Sonne zur Nova machen, werde ich mir vermutlich einen stundenlangen Vortrag anhören müssen. Aber Erdbeben haben nun einmal so gut wie nie mit fünfdimensionalen Erscheinungen zu tun. Trotzdem sind sie nicht gerade selten.«

»Du meinst, es wäre machbar?«

»Es ist machbar!«, bekräftigte der Lithosphärentechniker. »Im Prinzip ereignen sich ständig schwache Erschütterungen, die wir gar nicht als Erdbeben wahrnehmen. Ähnliches gilt für die sehr langsamen und daher schwachen Eigenschwingungen des Planeten. Auch

den vom Mond verursachten Tidenhub der Kontinente registrieren wir keineswegs bewusst. Dabei werden die Landmassen infolge der Gezeitenkräfte um zwanzig bis dreißig Zentimeter angehoben.«

»Ich nehme an, es kommt wegen des weiträumigen und gleichmäßigen Einflussbereichs nicht zu schweren Beben«, wandte die Ferronin ein.

»Wir sollten uns auf die künstliche Auslösung von Beben konzentrieren«, sagte Farro. »Die Gewinnung von Bodenschätzen, egal ob Erdöl, Erdgas oder auch Kohle, kann durch die Veränderung der Spannung in Gesteinsschichten teils schwere Erschütterungen auslösen. Ähnliches gilt für die Nutzung geothermischer Energie, sobald mit Salz versetztes Wasser in tiefere Bodenschichten gepresst wird. Immerhin steigt die Erdwärme mit jedem Tiefenkilometer um rund dreißig bis vierzig Grad Celsius an. Das führt zu teils extremen Druckunterschieden und Ausdehnungseffekten. Aber Beben waren schon früher immer nur Begleiterscheinungen, niemals der Zweck.

Das eigentliche Problem sind die von Megabeben gefährdeten Bereiche unseres Planeten. Das gilt zum Beispiel für die Westküste des gesamten amerikanischen Doppelkontinents, weil dort die pazifische Platte unter die amerikanische Kontinentalplatte abtaucht. Die ozeanischen Krusten sind dünner und trotzdem schwerer als die Kontinentalkrusten. Sie sinken ab, dabei kommt es zur Umkristallisation und zur Aufnahme durch andere Konvektionswalzen.

Früher standen die Menschen extremen Beben im Nahtstellenbereich der Platten hilflos gegenüber. Seit Langem kennen wir jedoch Methoden, die frühzeitig mit Gegenmaßnahmen ansetzen. So schaffen wir es, den Spannungsaufbau zwischen sich aneinander verhakenden Platten zu mindern, bevor sich die anwachsende

kinetische Energie entlädt.

Grundsätzlich anders wirkt die künstliche Auslösung einzelner Beben, wenn zum Beispiel gravomechanische Stoßimpulse generiert werden.«

»Für wann müssen wir mit dem Beben rechnen?«, fragte Muura Palfrey. »Da es nicht aufgrund von Reibungseffekten entsteht, werden wir keine Spannung abbauen können.«

»Ich weiß nicht, wann«, gestand Farro. »Bei einem natürlichen Beben könnten wir uns auf Vorläuferphänomene stützen. Das sind Änderungen der elektromagnetischen Eigenschaften des Gesteins, der seismischen Geschwindigkeit und der seismischen Ruhe. Sogar das Verhalten von Tieren gab schon immer deutliche Hinweise, wurde nur meist nicht verstanden oder falsch eingeschätzt.«

»Der Krieg ist also keineswegs vorbei.« Muura Palfrey fuhr sich mit beiden Händen übers Gesicht.

»Ich fürchte sogar, er hat gerade erst richtig begonnen.«

»Und diesmal spielen sich die mörderischen Schlachten nicht weit entfernt im Weltraum ab, sondern es wird ein tellurischer Krieg, eine Auseinandersetzung in den Eingeweiden unseres Planeten. – Wann? Wir haben ein Recht darauf, es so genau wie möglich zu wissen.«

Farro bedachte die Einsatzleiterin mit einem gequälten Blick. Er schüttelte den Kopf.

»Die Nano-Maschinen arbeiten in einem atemberaubenden Tempo. Viel Zeit bleibt möglicherweise nicht. Wenn es hoch kommt, wenige Tage. Im schlimmsten Fall nur Stunden – oder nicht einmal mehr das.«

Zum ersten Mal schaute er die Einsatzleiterin offen an. »Für die betroffenen Gebiete muss umgehend Alarm ausgelöst werden. Die gesamte Zona Mexico ist vorsorglich zu evakuieren. Andernfalls müssen wir mit einer Katastrophe rechnen.«

Muura Palfrey nickte knapp.  
»Einverstanden«, sagte sie. »Ich  
kontaktiere die CAZADORA.  
Kommandant Okyay wird den Alarm  
auslösen.«

\*

Fünfzehn Minuten später war alles in die  
Wege geleitet. Enes Okyay informierte die  
Besatzung der VELLAMO I persönlich.

Er hatte mit dem Terranischen  
Residenten gesprochen. Reginald Bull hielt  
sich seit dem frühen Morgen in der  
Einsatzzentrale im Tower des Raumhafens  
von Mexico City auf. Er war über  
Transmitter direkt aus der Solaren  
Residenz gekommen. Auch die Erste  
Terranerin war informiert.

Gleichlaufend mit dem Großraum  
Mexiko wurde die Evakuierung von Port  
Moresby und weiten Teilen Terranias  
begonnen. Niemand durfte annehmen, dass  
die dort abgestürzten Ovoide eine weniger  
bedrohliche Fracht getragen hatten.

In allen drei Regionen sammelten sich  
Raumschiffe. In den ersten Minuten waren  
es nur wenige Dutzend, doch bald schon  
Hunderte von Großraumschiffen, und die  
Zahl ihrer ausgeschleusten Beiboote ging  
schnell in die Tausende. Korvetten, Space-  
Jets und Shifts waren wegen ihrer geringen  
Größe äußerst beweglich und wurden  
deshalb für die Notfallversorgung  
eingeteilt. Von vornherein war abzusehen,  
dass die Evakuierung trotz des Einsatzes  
aller verfügbaren Käfigtransmitter und der  
öffentlichen Verkehrsmittel niemals schnell  
genug gelingen konnte.

\*

Es war 21.17 Uhr Tiempo del Centro  
Zona Mexico, der 5. Oktober 1469 NGZ.

Urplötzlich herrschte Stille. Als wäre die  
Zeit angehalten worden.

Die Menschen erstarrten.

Dieser Zustand dauerte höchstens eine

Sekunde lang an, dann brach das Chaos  
über einen weiten Bereich Mittelamerikas  
herein.

Ein Megathrust-Erdbeben, ein Ereignis  
wie seit Menschengedenken nicht mehr.  
Nicht allzu tief unter dem Zentrum der  
Weltmetropole Mexico City entstand der  
befürchtete starke gravomechanische  
Stoßimpuls. Die schockartige Freisetzung  
extrem hoher Energiemengen bewirkte eine  
Anhebung des Untergrunds um gut dreißig  
Meter. Ebenso schnell sackte der Boden  
wieder weg und brach auf.

Über Distanzen von Hunderten von  
Kilometern hinweg warfen sich  
Verschiebungen auf. Gewaltige Risse  
spalteten das Land. Bis zu dreihundert  
Meter breit öffnete sich quer durch das  
Land die Hölle, verschwanden Straßen und  
Brücken, als hätten sie niemals existiert.

Mitten in Mexico City brachen gewaltige  
Schlünde auf und verschlangen ganze  
Gebäudekomplexe.

Aus dem Weltraum war deutlich zu  
sehen, dass die schweren Erdbebenwellen  
sich kreisförmig von der Metropole  
ausbreiteten. Wie ein ins Wasser  
geworfener Stein mehrere konzentrische  
Wellen erzeugte, so hob sich das Land in  
atemberaubender Geschwindigkeit, der  
niemand entrinnen konnte. Sobald es sich  
wieder senkte, lag vieles von dem, was  
Menschenhand in Jahrtausenden  
geschaffen hatte, in Schutt und Asche.

Staub wirbelte auf und senkte sich  
erstickend über das Land, ein Leichentuch  
für immer neue Opfer der entfesselten  
Gewalten.

Die ohnehin schon angebrochene Nacht  
wurde zur vollkommenen Schwärze. Es  
gab keine Lichter mehr, die Mexiko in ein  
Juwel verwandelten. Nur die starken  
Scheinwerfer der ersten Suchfahrzeuge  
fraßen sich durch den dichten Brodem. Sie  
fanden Tod, Zerstörung und  
unermessliches Leid.

Dann kamen die Sekundärbeben als Folge der sich weiter ausbreitenden seismischen Wellenfronten.

Die ersten Nachbeben tobten mit unerträglich hohen Werten.

Im Schwemmlandbereich sowie in den Regionen mit künstlicher Aufschüttung schien der Boden flüssig zu werden. Gewaltige Flutwellen aus Dreck und Geröll begruben diesen ganzen Landstrich unter sich.

Rund siebzig Kilometer südöstlich von Mexico City stieg eine gewaltige Wolke aus Rauch und Asche bis in die Stratosphäre. Heftige Gewitter tobten dort, und dann, von einer Sekunde zur nächsten, färbte sich die Wolke blutig rot. Die Explosion, die den Krater des Popocatepetl aufriss, wirbelte zähflüssige Lava kilometerhoch auf. Der niedergehende Feuerregen setzte Wälder und Kulturland in Brand.

Allein in den ersten zwanzig Minuten dieses verheerenden Bebens starben wahrscheinlich Zehntausende Menschen. Im schlimmsten Fall ging die Zahl trotz der angelaufenen Evakuierung schon in die Hunderttausende.

\*

Die Musik, aufwühlende Klänge eines virtuos angeschlagenen siebensaitigen Kitharons, verstummte im Akkord.

Für einige Sekunden herrschte Stille, dann erklang eine Stimme auf allen Frequenzen, mühsam beherrscht, den Tränen nahe.

»Wir schreiben den 6. Oktober 1469 Neuer Galaktischer Zeitrechnung, 10.23 Uhr Terrania Standard. Wie alle Sender des Solsystems unterbricht SIN-TC, das Solare Informations-Netzwerk Terrania City, alle Programme für diese Sondersendung.«

Pluto Papazios, der Anchorman des Senders, erschien auf allen Bildwänden und den winzigen Nachrichtenholos der MultiKom-Geräte. Ihm war anzusehen, wie

sehr er um seine Beherrschung rang. Mit einer schnellen Handbewegung wischte er sich die Augenwinkel aus.

»Terra hält den Atem an. Vor wenigen Augenblicken hat sich in der Zona Mexico ein verheerendes Erdbeben ereignet. Das Hypozentrum mit einem starken gravomechanischen Stoßimpuls befand sich in geringer Tiefe unter der Millionenmetropole Mexico City. Das Monsterbeben hat nach ersten vorliegenden Analysen auf der Momenten-Magnituden-Skala einen Wert von 10,2 erreicht, entsprechend einer seismischen Energiefreisetzung von circa 1,26 mal zehn hoch zwanzig Joule oder anders ausgedrückt einer Explosion von dreißig Gigatonnen TNT.

Bislang sind erst wenige Details aus der Katastrophenregion bekannt. Die Rede ist zwar von weiträumig schweren Verwüstungen und Feuersbrünsten, moderne Gebäude sind jedoch löschtaktiv und ersticken die Flammen. Inwieweit die bebensichere Bauweise der Region zum Schutz der Bevölkerung beigetragen hat, werden wir in den nächsten Stunden erfahren. Auch, wie viele Gebäude durch die physikalischen Nachwirkungen des Versetzungsschocks vorgeschädigt waren und deshalb ihre Standsicherheit eingebüßt hatten.«

Der Sprecher räusperte sich. Im Hintergrund war eine Stimme zu hören. »Neue Info liegt vor!«, flüsterte sie ihm zu.

Pluto Papazios nickte knapp. »Soeben erfahre ich, dass der Ausbruch des Popocatepetl durch eine von mehreren Flotteneinheiten projizierte Paratronkuppel abgeriegelt werden konnte. Die Kuppel durchmisst zehn Kilometer, sie fängt die gewaltigen Auswurfmassen ebenso ab wie die pyroklastischen Ströme, die sich über die Flanken des Vulkans ergießen.

Für den Golf von Mexiko, den angrenzenden Atlantik sowie für den Pazifikraum wurde Tsunami-Alarm ausgelöst. Eine vergleichsweise kleine

Woge ist bereits angemessen, sie breitet sich mit rund achthundert Kilometern in der Stunde aus. Wenn überhaupt, sind in manchen Bereichen nur geringe Sachschäden zu erwarten. Die Prallfeldprojektoren des Küstenschutzes stehen einsatzbereit und werden derzeit durch mobile Einheiten ergänzt.

Über die weitere Entwicklung berichten wir selbstverständlich zeitnah in unseren Infonetzen. Für besonders wichtige Informationen unterbrechen wir unsere laufenden Programme sofort.

Terra trauert um Tote und Verwundete. Wir können das Schicksal nicht beeinflussen, aber wir können den Betroffenen unsere Hand zur Hilfe anbieten.«

\*

SIN-TC sendete nur mehr die Sphärenklänge des schon vor Jahrhunderten komponierten Meisterepos »Vom Ende der Zeit und einem neuen Licht«.

Um 10.31 Uhr wurde das Programm zum zweiten Mal unterbrochen. Pluto Papazios wirkte beinahe roboterhaft starr.

»Die vielleicht wichtigste Nachricht dieses erschütternden Tages: Wir erfahren, dass Resident Bull sich offenbar in der Zona Mexico aufgehalten hat. Bislang konnte kein Kontakt zu ihm hergestellt werden, Reginald Bull gilt deshalb offiziell als vermisst.

Augenzeugen wollen beobachtet haben, dass der Gleiter des Residenten unter brennenden Trümmern begraben wurde. Die Rettungskräfte unternehmen alles in ihrer Macht Stehende, um Klarheit zu schaffen.«

\*

Minutenlang Schwärze auf allen Frequenzen. Weder Bild noch Ton, ebenso wenig ein Hinweis auf die Ursache der Störung.

Schließlich die eingblendete Zeitangabe: 11.05 Uhr Terrania Standard.

Übergangslos zeigte das Holo die Flagge der Liga Freier Terraner. Sie trug Trauerflor.

»Ich wünschte, mir bliebe diese Aufgabe erspart«, erklang die leicht vibrierende Stimme des Anchorman. Seine Ergriffenheit war deutlich. »Augenzeugen berichten, dass sie die Projektion einer Spiralgalaxis gesehen haben, die aus den Trümmern in Mexico City aufstieg.

In den letzten zehn Minuten wurden alle Zeugen vor Ort überprüft. Jeder von ihnen ist glaubwürdig, einige bekleiden hohe und verantwortungsvolle Ämter. Sie befanden sich zudem in verschiedenen Bereichen der Metropole, eine Täuschung kann somit ebenfalls ausgeschlossen werden.

Die Projektion einer sich schnell  
ausdehnenden Spiralgalaxis ist das  
untrügliche Zeichen für den Tod eines  
Unsterblichen. Es gibt wohl keinen Zweifel  
daran: Terra hat heute durch ein tragisches  
Schicksal seinen Residenten verloren.

Reginald Bull ist tot!«

ENDE

*Der Absturz der drei Sternengaleonen  
über Terra war offensichtlich nichts  
anderes als ein Pyrrhussieg. Obwohl die  
Menschheit mit Hochdruck daran arbeitet,  
die vielfältigen Probleme in den Griff zu  
bekommen, trifft sie ein harter Schlag nach  
dem anderen.*

*Auch der Roman der nächsten Woche  
beschäftigt sich mit dem Schicksal der  
solaren Menschheit. Wieder hat Hubert  
Haensel die Ereignisse protokolliert und zu  
einem spannenden Roman  
zusammengefasst, der als die Band 2634  
überall im Zeitschriftenhandel ausliegen  
wird. Der Titel des Romans lautet:*

*TERRAS NEUE HERREN*

# Perry Rhodan

---

## Kommentar

### Situation im Solsystem (I)

Seit dem 30. September 1469 NGZ ist die aufgeblähte Sonne von der *Fimbul-Kruste* überzogen und somit eine *schwarze Kugel* von rund 35 Millionen Kilometern Durchmesser, ohne dass sich Masse oder Anziehungskraft verändert hätten. Eine optische Beobachtung von der Erde aus gibt es nicht mehr – ein Pulk Kunstsonnen ist an die Stelle von Sol getreten (s. u.). Folglich hat sich der Anblick von Luna ebenfalls verändert – zu sehen sind in erster Linie die beleuchteten Bereiche von Luna City, der übrigen Großstädte sowie die diversen Anlagen der Luna-Werften.

Die Analysen des Sonnenphysikers Mofidul Huq besagen, dass durch die Manipulationen der Spenta infolge der rapiden Inflation beim Aufblähen des Sonnenkerns auf mehr als das *Hundertfache* seines normalen Durchmessers auch das thermonukleare Feuer mit großer Wahrscheinlichkeit erloschen ist. Hinzu kommen die Veränderungen an der Oberfläche – die Fotosphäre ist von der Fimbul-Kruste oder *Fimbul-Membran* überzogen, eine von den Ephemerer Transformatoren geschaffene, gewissermaßen nur noch als zweidimensional anzusehende »Schicht«. Die zeitartigen Linien in der Kruste sind zu raumartigen Linien verbogen. Dort eindringende Photonen sind in dieser Membran gefangen wie in einem Schwarzen Loch oder einem eigenständigen Universum; sie müssten sich schneller als die Lichtgeschwindigkeit bewegen, um wieder zu entkommen.

Ob noch weitere Aktivitäten anstehen, um

das Ziel der Spenta zu erreichen, nämlich die Sonne zu *löschen*, bleibt abzuwarten. Es sieht allerdings ganz so aus, als seien sie ihrem Ziel, ARCHETIMS psi-materiellen Korpus aus der Sonne zu lösen, einen beträchtlichen Schritt näher gekommen.

Alle Versuche, die Fimbul-Kruste von außen zu durchstoßen oder sie zu zerstören, sind bislang gescheitert. Es ist, als würde ein Schwarzes Loch oder ein riesiger Hyperaufriß bombardiert werden oder sonst wie mit Energie gefüttert – ohne jede Wirkung. Selbst der konzentrierte Einsatz von Paratronwerfern durch LFT-Boxen der QUASAR-Klasse bescherte ein nur unbefriedigendes Ergebnis; es gab zwar eine Reaktion, doch die Wirkung des Beschusses erfolgte kontrakausal – sie zeigte ihren Höhepunkt relativ weit vor dem Einsatz der Paratronwerfer und nahm dann zum Beschuss hin ab. Möglicherweise könnte also die Fimbul-Kruste destabilisiert werden, aber es ist nicht möglich, den Effekt ihres eventuellen Zusammenbruchs zu kalkulieren. Unter Umständen würde ihre »Sprengung« zu einer viel größeren Katastrophe führen ...

Von den knapp 36.000 im Solsystem stationierten Raumern der LFT-Flotte stehen die meisten inzwischen eingeschränkt zur Verfügung; das Hauptgewicht der Schlagkraft liegt bei den etwa 3000 funktionsbereiten von insgesamt 3500 LFT-Boxen der 1. Mobilen Kampfflotte. Ein Großteil der Flotte – 24.000 Schiffe – ist auf Terra, Luna, Venus, Mars und etlichen besiedelten Trabanten des Systems gelandet oder umkreist sie



zusammen mit sämtlichen ausgeschleusten Beibooten in einem niedrigen Orbit. Sie erzeugen thermische Energie und Licht, etliche unterstützen auch die lokalen Großgeneratoren bei der Projektion von riesigen Prallfeldkuppeln.

Das *Hunderttausend-Sonnen-Projekt* beinhaltet, dass von den ohnehin schon beim Mars stationierten 200 Kunstsonnen sowie von den 100 beim Saturnmond Titan eingesetzten etliche zur Venus und zur Erde verlagert wurden; Mars muss derzeit mit 100 auskommen, Titan mit 50 – dafür verfügen nun Venus und Erde ebenfalls über jeweils 75. Viele Weitere sind darüber hinaus in Produktion.

Anders als bei der Hundertsonnenwelt sind die solaren Planeten nicht von einem Kunstsonnengürtel umgeben, sondern als Pulk zusammengefasst. Bei der Erde hat der fliegende Stützpunkt PRAETORIA Kontrolle und Steuerung übernommen: Stationiert beim Lagrangepunkt L1, etwa 1,5 Millionen Kilometer von der Erde entfernt in Richtung Sonne, ersetzt die

Strahlung zu einem beträchtlichen Teil jene der Sonne und liefert für die Tagseite Terras Licht und Wärme. Der Pulk geht von der Erde aus gesehen an derselben Stelle im Osten auf, zieht dieselbe Bahn wie die Sonne und geht wie im Westen unter.

Die Kunstsonneninstallateure haben sich bemüht, den Pulk nicht nur zweckmäßig einzurichten, sondern er sieht auch schön aus – beinahe wie ein Schneekristall aus schierem Licht. Allerdings schimmert der neue Taghimmel nicht mehr himmelblau, sondern in einem milderen Türkis. Die unaufhörliche Nacht, die den solaren Welten gedroht hat, wurde verhindert. Der *Fimbul-Winter* hat zwar zu einer merklichen Reduzierung der Durchschnittstemperatur geführt, aber eine neue Eiszeit ist zum Glück ausgeblieben.

**Rainer Castor**

# Perry Rhodan

---

## Leserkontaktseite

### Vorwort

**Liebe Perry Rhodan-Freunde,**

während nebenan – sprich, weiter vorn im Heft – Bully in einen gefährlichen Einsatz geht und Terra in den Bann der Sternengaleonen gerät, tummeln wir uns hier erst einmal beim alten Arkoniden und dessen Abenteuer in früheren Jahrhunderten.

#### Neue ATLAN-Trilogie

**Christian Montillon schreibt dazu im PERRY RHODAN-Infotransmitter:**

Viele Fans und Leser der ATLAN-Taschenbücher fragen sich schon nägelkauend, wann, ob und wie es mit einem neuen Zyklus weitergeht. Monkey hat sich im Hauptquartier der USO durch Dutzende Nachforschungsanträge wühlen müssen. Der private Mailzugang des Ersten Terraners in der Solaren Residenz wurde mehrfach geknackt, um an Informationen zu gelangen. Alles vergeblich!

Doch nun wird das Geheimnis endlich gelüftet.

Ja, es geht weiter. »Polychora« wirft seine (oder ihre?) Schatten voraus. Über den Inhalt weiß man offiziell noch nichts. Wie ihr seht, geht es mir auch so, denn ich bin mir unsicher, ob Polychora nun weiblich, männlich oder sächlich ist.

»Bereits im Februar 2012 folgt mit »Polychora« eine brandneue Trilogie mit den Abenteuern des beliebten Arkoniden Atlan. Für den ersten Roman konnte Achim Mehnert als Autor gewonnen werden. Der Autor hat für die größte Science-Fiction-Serie der Welt bereits mehrere PERRY RHODAN- und ATLAN-Bücher verfasst. Sein Roman »Die geträumte Welt« eröffnet die neue Trilogie, die im Jahr 3126 spielt. In dieser Zeit häufen sich bereits die ersten Anzeichen des Niedergangs des Solaren Imperiums ...«

Danke an alle Mitwirkenden für die Informationen. Ein Blick auf die ATLAN-Homepage lohnt sich immer: [www.atlan.de](http://www.atlan.de). Dort wartet unter anderem ein Klickspiel auf euch.

Wir machen hier inzwischen weiter mit den Zuschriften.

#### Erstauflagen-Mailbox

**Frank Schüssler, [frankschuessler@web.de](mailto:frankschuessler@web.de)**

Erst einmal vielen Dank, dass ihr mich jede Woche für circa eine Stunde ins Weltall entführt und ich sehr zufrieden wieder auf der Erde ankomme. Die Leidenschaft habe ich von meinem Vater mitbekommen, aber leider nicht die alten Hefte. Die mussten mangels Platz schon sehr früh entsorgt werden. So habe ich mir über die Zeit alte Hefte zusammengekauft und nachgelesen.

Ich bin jetzt 38 Jahre alt und mein Sohn zwei Jahre. Da ich die Erstauflage seit Heft 1800 lese, die 5. Auflage von circa Heft 300 bis 650 gelesen habe und dieses Erbe für meinen Sohn zu groß wird, möchte ich diese Hefte auch aus Platzgründen (Selbstabholer im Raum Köln) verschenken.

*Wir wünschen dem demnächst reich Beschenkten schon jetzt viel Spaß beim Lesen und Sammeln.*

*Kleiner Tipp: Sammle für deinen Sohn die neuen PR NEO-Romane. Im Vergleich mit der Hauptserie bleiben die auch in zehn Jahren noch in einem überschaubaren Rahmen, wenn dein Sohn mit ungefähr 12 Jahren sein Interesse am Perryversum entdeckt.*

**Christian, [cw2009@gmx.de](mailto:cw2009@gmx.de)**

Heute möchte ich mich möglichst kurz fassen und direkt auf den konkreten Anlass meines Schreibens kommen. Gerade habe ich den letzten Block Hefte mit der Handlungsebene »Reich der Harmonie« gelesen.

Dabei ist mir mal wieder aufgefallen, wie »perfekt« doch alles ist. Das ist leider etwas ironisch gemeint und bezieht sich auf den inflationären Gebrauch dieses Wörtchens.

Gleiches gilt übrigens für »exakt« und »genau«.

Könntet ihr auf der nächsten Autorenkonferenz einmal reflektieren, wie häufig in vielen Heften alles immer »perfekt abgestimmt«, »perfekt bemessen«, »perfekt dies« und »perfekt das« ist? Manchmal hagelt es auf drei Seiten doppelt so viele »perfekt«. Diese sind oftmals völlig unnötig, wenn nicht gar störend. In den allermeisten Fällen würden die Romane meines Erachtens ohne dieses Wörtchen wesentlich mehr Glaubwürdigkeit ausstrahlen.

Denn nahezu nichts im alltäglichen Leben ist perfekt. Und wenn doch, so merken wir Menschen es kaum. Erst recht macht niemand eine »mit exakt drei Sekunden genau bemessene Redepause«, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Lasst denjenigen doch »einige Sekunden«, »ein paar Augenblicke« oder »für die Dauer einiger Atemzüge« eine Pause machen.

Auch ist es unnötig zu erwähnen, dass »sein Kampfanzug in der Zwischenzeit natürlich perfekt gewartet« wurde. Das darf man, denke ich, voraussetzen.

Häufig fällt mir etwas Derartiges von jeher bei Größenangaben auf, seien es jetzt Abmessungen oder Schiffsverbände. Ein fremdes Raumschiff muss doch nicht »exakt 200 Meter lang« sein und immer in einem »Verband von genau 100 Einheiten« fliegen. Solche Fälle sind dann sogar in zweierlei Hinsicht unglaublich. Die wunderbar runden Zahlen kommen noch dazu.

*Wir versuchen, in Zukunft besser auf solche Dinge zu achten und werden demnächst am Rand der Autorenkonferenz darüber reflektieren.*

### Heiko Sprenger

Normalerweise gehöre ich zur schweigenden Lesermehrheit (Mein letzter Leserbrief liegt bestimmt schon 15 Jahre zurück). Aber jetzt beschäftigt mich seit einiger Zeit ein Thema: Warum muss MIKRU-JON zerlegt werden, damit das Raumschiff durch einen Transferkamin passt?

Wahrscheinlich habe ich irgendwas überlesen, aber von einer Maximallänge eines Transports habe ich bisher nichts gehört. Ansonsten wäre eine Teilung ja wohl nur notwendig, wenn der Kamin oval wäre, was er aber nicht ist, sondern kreisförmig.

Wenn aber das unterste Segment »aufrecht« durch den Kamin passt, müsste auch das ganze Schiff liegend durch den Kamin passen, da ja die Kantenlänge bei einem quadratischen Querschnitt gleich ist, egal ob die quadratische Grundfläche vertikal oder horizontal durch den Kamin fliegt.

Kannst du mir sagen, wo mein Denkfehler liegt? Gibt es eine Bedingung für die Abstände zur Wandung des Kamins? Diese wären in der »geteilten« Transformation natürlich etwas größer.

Zur aktuellen Handlung muss ich sagen, dass mir der Zyklus bisher nicht gefällt. Dafür, dass immerhin schon ein Fünftel um ist, bleiben mit Ausnahme von Alaskas Handlungsebene der Zusammenhang beziehungsweise das Ziel des aktuellen Zyklus reichlich unklar.

Es gibt bisher jede Menge »Nebenhandlungen«, ohne dass ersichtlich ist, wohin diese führen und wie sie sich später zusammenfügen sollen. Bei der Erzählgeschwindigkeit hat es den Eindruck, dass ihr einen Langzyklus plant.

Dass die Akteure nicht wissen können, wohin der Weg geht, ist klar, aber als Leser war ich es bisher gewohnt, zumindest einen übergeordneten roten Faden erkennen zu können. Leider ist das aber bisher nicht der Fall.

Das ist zumindest für mich der Spannung und Erwartungshaltung ziemlich abträglich.

*Offensichtlich haben wir mit diesem Zyklusbeginn deinen Geschmack und deine Erwartungen nicht getroffen. Schade.*

*Was die MIKRU-JON angeht, so erfuhren Rhodan und seine Begleiter damals von einem Halbspur-Changeur, dass MIKRU-JON für den Transport zerlegt werden muss. Es passen nur kurze Teile rein, siehe der weiße Schlitten. Bisher ist meines Wissens nicht ausgesagt worden, warum das so ist.*

### PR NEO

#### Andreas Ufer, andreas.ufer@gmx.de

Als langjähriger Leser an dieser Stelle einmal ein großes Lob für den neuen Serienstart mit PERRY RHODAN NEO. Anfangs stand ich dem neuen Format noch etwas skeptisch gegenüber, aber mittlerweile bin ich begeistert.

#### Gerhard Erker, gerhard.erker@gmail.com

Noch nie habe ich so viele Leserbriefe geschrieben. Jetzt muss ich zum wiederholten Mal meine Begeisterung über PR NEO loswerden. Sehr, sehr gut gemacht! Ich habe soeben Band 6 durch, und es durchzuckt mich ein schlimmer Gedanke. Was passiert, wenn ihr nach Band 8 nicht mehr weitermacht, weil zu wenig verkauft wird?

Weiß man bei euch in der Redaktion schon ein wenig, wie der Verkauf aussieht? Ich jedenfalls warte immer sehnsüchtig auf das nächste Abenteuer.

Weiter so!

Eine kleine Kritik am Rande. Ich wäre froh, wenn die Story um Clifford Monterey endlich beendet wäre. Außerdem scheint es so, als ob Thora endgültig verschwunden sei. Seit zwei Romanen war nichts mehr von ihr zu hören.

Mein sehnlichster Wunsch wäre jede Woche PR NEO.

Ich wünsche allen Autoren, dass ihnen auch in den nächsten 50 Jahren die Ideen nicht ausgehen, damit ich auch am 101. Geburtstag noch PERRY RHODAN

und PERRY RHODAN NEO lesen kann.

*Dein Wunsch bezüglich Clifford Monterny wurde erhört. Der zu Thora auch. Lass mich raten. Jetzt ist dein Glück vollkommen.*

**Klaus Sturm, Klaus.Sturm1@googlemail.com**

Als Leser »der ersten Stunde« seit »Die Venusbasis« und Abbrecher nach den »Kosmischen Burgen« bin ich bei NEO wieder eingestiegen. Vielen Dank für die Würdigung von »Kanonen-Herbert« in »Ernst Ellert«.

Weniger begeistert bin ich über den neuen Mutanten. Bitte macht das Geschehen nicht so sehr an einer Figur fest. Die endlos lange Beschreibung von Sids Schicksal ist nur ermüdend.

Schon gewusst, dass arkonidische Raumanzüge einen Schutzschirm haben? Perrys Verwunderung ist so albern wie anno '64 die klickenden Walzenskalen oder platzende Glasbildschirme bei einer Supertechnik.

*Den einen oder anderen Leser mag es ermüden, aber Sids Schicksal war es wert, so ausführlich geschildert zu werden. Was die Langlebigkeit von NEO angeht, so sind wir guter Dinge. Bisher ist das Echo ausgesprochen gut. Die ersten Bände waren ruck, zuck ausverkauft.*

*Zu Perrys Verwunderung: Er hat so was noch nie zuvor gesehen. Wenn er nicht gerade PR oder was Ähnliches gelesen hat, dann befanden sich Dinge wie ein Energieschirm bisher außerhalb seines Vorstellungsbereichs. Kleines Gedankenspiel: Hat Perry zufällig ein paar alte amerikanische Ausgaben von PERRY RHODAN gelesen, die er in einem Antiquariat fand? Hm, am besten vergessen wir diesen Gedanken ganz schnell wieder.*

## PERRY RHODAN NEO-Hörbücher in MP3

Die ersten beiden Bände von PR NEO gibt es jetzt als MP3-Hörbücher im Handel. Als Download-Lesung erscheinen sie bekanntlich parallel zur gedruckten Ausgabe des jeweiligen Romans. Jetzt liegen »Sternenstaub« und »Utopie Terrania« als MP3-CDs vor.

Einmal im Monat wird bei Eins A Medien eine weitere NEO-Doppelfolge im Digipack erscheinen, die jeweils aus zwei MP3-CDs besteht.

Einzelheiten zu Laufzeit, Sprecher und Preis findet ihr auf [www.einsamedien.de](http://www.einsamedien.de).

Und so fängt PR NEO an: Wir schreiben das Jahr 2036. Die Menschheit steckt in der Krise. Überbevölkerung, Klimawandel und Terrorismus lassen die Kriegsgefahr weltweit steigen. In dieser Lage wird der amerikanische Astronaut Perry Rhodan mit drei Kameraden zum Mond geschickt – dort scheint etwas Unheimliches vorzugehen. Mit einer uralten Rakete starten die vier Astronauten, auf dem Mond treffen sie auf Außerirdische. Diese bezeichnen sich selbst als Arkoniden und halten die Menschen für primitive Wesen, die voller Hass und Kriegslust stecken. Doch Rhodan findet ihre Schwäche heraus – er schlägt den Aliens einen gewagten Handel vor. Sein Ziel ist dabei klar: Mithilfe der märchenhaften Technik der Fremden will er die Menschheit einigen, um damit alle Kriege und Katastrophen für immer zu beseitigen.

*Zu den Sternen!*

*Euer Arndt Ellmer*

Pabel-Moewig Verlag GmbH – Postfach 2352 – 76413 Rastatt – [llks@perry-rhodan.net](mailto:llks@perry-rhodan.net)

## Hinweis:

Alle abgedruckten Leserzuschriften erscheinen ebenfalls in der E-Book-Ausgabe des Romans. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Zuschriften zu kürzen oder nur ausschnittsweise zu übernehmen. E-Mail- und Post-Adressen werden, wenn nicht ausdrücklich vom Leser anders gewünscht, mit dem Brief veröffentlicht.

## Impressum

EPUB-Version: © 2011 Pabel-Moewig Verlag GmbH, PERRY RHODAN digital, Rastatt.

Chefredaktion: Klaus N. Frick.

ISBN: 978-3-8453-2616-0

Originalausgabe: © Pabel-Moewig Verlag GmbH, Rastatt.

Internet: [www.perry-rhodan.net](http://www.perry-rhodan.net) und E-Mail: [mail@perry-rhodan.net](mailto:mail@perry-rhodan.net)

# Perry Rhodan

---

## Glossar

### **Chöwsgöl Nuur**

In der Mongolei ist der Chöwsgöl Nuur bzw. Chöwsgöl Dalai (Chöwsgölsee bzw. -meer) oder Dalai Eedsch (Meeresmutter) mit einer Länge von 136 Kilometern und einer Breite von 20 bis 40 Kilometern der zweitgrößte See nach Fläche und mit bis zu 262 Metern Tiefe sogar der größte nach Volumen und der tiefste See Zentralasiens. Er liegt im Nordwesten der Mongolei, nur wenige Kilometer südlich der russischen Grenze am Südost-Ende des Ostsajans und wird von Lärchenwäldern und Gebirgen umgeben, darunter der 3492 Meter hohe Munku Sardyk an der Nordgrenze des Sees. Der mittlere Wasserspiegel des Chöwsgölsees liegt auf 1624 Metern Höhe und wird nur von vier teilweise bewaldeten, teilweise felsigen Inseln durchbrochen, von denen die größte sechs Quadratkilometer misst. Der Khuvsigul-See, wie er im Deutschen zumeist heißt, wird von 46 kleinen Zuflüssen gespeist und fließt am Südende ab über eine Strecke von 1000 Kilometern in Richtung des 200 Kilometer entfernten Baikalsees. Im Winter friert der See meist zur Gänze zu und weist eine Eisdecke von bis zu 150 Zentimetern Dicke auf.

Der Chöwsgöl Nuur ist einer von 17 Seen Terras, die älter als zwei Millionen Jahre sind; zudem enthält er etwa 3 Promille der Süßwasservorräte der Erde und ist damit auch das bedeutendste Süßwasserreservoir der Mongolei.

### **Lithosphärentechniker**

Lithosphärentechniker kontrollieren seismische Aktivitäten in der Erdkruste zum Erdbebenschutz.

### **Solsystem; Situation am 5. Oktober 1469 NGZ**

Seit dem 30. September ist die aufgeblähte Sonne Sol von der »Fimbul-Kruste« überzogen, eine riesige schwarze Kugel von rund 35 Millionen Kilometern Durchmesser. Eine optische Beobachtung von der Erde aus gibt es somit nicht – auch der Anblick von Luna hat sich verändert: Zu sehen sind die beleuchteten Bereiche von Luna City, der übrigen Großstädte sowie die diversen Anlagen der Luna-Werften. Alle Versuche, die Fimbul-Kruste von außen zu durchstoßen oder sie zu zerstören, sind bislang gescheitert. Es ist, als würde ein Schwarzes Loch oder ein riesiger Hyperaufriss bombardiert oder sonst wie mit Energie gefüttert: ohne jede Wirkung. Von den insgesamt 35.945 Raumern der LFT-Flotte im Solsystem stehen die meisten inzwischen zumindest eingeschränkt zur Verfügung; rund zwei Drittel der Streitmacht sind auf Venus, Erde und Mars gelandet oder umkreisen die Planeten in niedrigen Umlaufbahnen – sie erzeugen überwiegend thermische Energie und Licht, etliche unterstützen auch die lokalen Großgeneratoren bei der Projektion von riesigen Prallfeldkuppeln. Die Zahl der patrouillierenden Raumer ist dadurch deutlich reduziert – ein Start der momentan gebundenen, der selbstverständlich jederzeit möglich ist, hätte allerdings Auswirkungen auf die Biosphärenhaltung von Venus, Mars und Terra.

Von den ohnehin schon beim Mars stationierten 200 Kunstsonnen sowie von den 100 beim Saturnmond Titan eingesetzten wurden etliche zu den inneren Planeten verlagert: Mars muss derzeit mit 100 auskommen, Titan mit 50 – dafür verfügen nun Venus und Erde ebenfalls über jeweils 75. Bei der Erde hat PRAETORIA Kontrolle und Steuerung des Kunstsonnenpuls übernommen, der die Strahlung Sols zu einem beträchtlichen Teil ersetzt und für die Tagseite Terras Licht und Wärme liefert. Sämtliche Beiboote sind ausgeschleust und beteiligen sich an diesem »Hunderttausend-Sonnen-Projekt«: die Fotosynthese muss, wenn auch vorläufig noch auf eingeschränktem Niveau, in Gang gehalten werden, sonst bricht die Nahrungskette ab. Die Produktion weiterer Kunstsonnen läuft auf Hochtouren; neue werden bald die bereits stationierten ergänzen. Die allgemeine Versorgung gilt als weitgehend gesichert. Der »Fimbul-Winter« hat zwar zu einer merklichen Reduzierung der Durchschnittstemperatur geführt, nicht jedoch zu einer Eiszeit; die terranische Zivilisation ist allerdings bis zu einem gewissen Grad »entwaffnet«, viele der Schiffe gebunden.

Viele zehntausend Kinder und Jugendliche wurden von den Auguren (den Sayporanern) fortgebracht – mit welchen Motiven ist völlig unklar, aber die Gesellschaft befindet sich im Schockzustand; es gibt Anklagen gegen die Regierung, TLD etc.

Die Nachwirkungen der Versetzung des Solsystems in die Anomalie sind noch zu spüren, obwohl sich die Naturgesetze langsam »einzupendeln« scheinen und die Anzahl sowie Intensität der sonderbaren Phänomene deutlich nachgelassen hat. Quasi ganz beseitigt ist die Gefahr durch die bei der Versetzung des Solsystems teilweise verlagerten Brocken von Kuiper-Gürtel und Oortschen Wolke.

## **PERRY RHODAN – die Serie**

### **Was ist eigentlich PERRY RHODAN?**

PERRY RHODAN ist die größte Science-Fiction-Serie der Welt: Seit 1961 erscheint jede Woche ein Hefroman. Alle diese Romane schildern eine Fortsetzungsgeschichte, die bis in die ferne Zukunft reicht.

Daneben gibt es gebundene Ausgaben, Taschenbücher, Sonderhefte, Comics, Computerspiele, Hörbücher, Hörspiele, E-Books und zahlreiche weitere Sammelartikel. Die Welt von PERRY RHODAN ist gigantisch, und in ihr finden sich zahlreiche Facetten.

### **Wer ist eigentlich Perry Rhodan?**

Perry Rhodan war ein amerikanischer Astronaut. Mit seiner Rakete STARDUST startete er zum Mond; mit an Bord war unter anderem sein bester Freund Reginald Bull. Die beiden trafen auf die Arkoniden Thora und Crest, zwei menschenähnliche Außerirdische, deren Technik sie übernahmen. Rhodan gründete die Dritte Macht, einte mit Hilfe der Alien-Technik die Erde – und in der Folge stießen die Terraner gemeinsam ins Universum vor.

### **Wie funktioniert die PERRY RHODAN-Serie?**

Seit 1961 wird PERRY RHODAN nach einer Methode geschrieben, die sich bewährt hat: Die Romane werden von einem zehnköpfigen Autorenteam verfasst, das unter der Leitung eines Chefautors steht. In Autorenkonferenzen wird die Handlung festgelegt.

Neben den Hefromanen gibt es die sogenannten Silberbände, in denen die klassischen Hefromane zu Hardcover-Bänden zusammengefasst werden. In den Taschenbuch-Reihen, die im Heyne-Verlag veröffentlicht werden, erscheinen neue Abenteuer mit Perry Rhodan und seinen Gefährten.

Übrigens PERRY RHODAN gibt es auch in Form von Hörbüchern: [www.einsamedien.de](http://www.einsamedien.de)

### **Wo bekomme ich weitere Informationen?**

Per Internet geht's am schnellsten: [www.perry-rhodan.net](http://www.perry-rhodan.net) liefert alles Wissenswerte.

Und wer ein Infopaket per Post haben möchte, sende bitte 1,45 Euro an:

PERRY RHODAN-Redaktion, Postfach 23 52, 76431 Rastatt.

Das große PERRY RHODAN-Lexikon online – die Perrypedia: [www.perrypedia.proc.org](http://www.perrypedia.proc.org).